

# Zuhausebleiben. Ein Tagebuch

## Teil I: März bis Juni 2020

**15.03.2020**

Die Sonne scheint. Schulen und Kindergärten sind ab heute für zunächst fünf Wochen geschlossen. Im Vorbeigehen schaue ich durch das Fenster im oberen Flur, klimatisch eine Zwischenzone: Vom noch unrenovierten Dachboden, der mit einer Wolldecke vom Wohnbereich abgetrennt ist, zieht es kalt herein. Draußen ist es bereits warm, es verspricht ein schöner Tag zu werden. Anders als ursprünglich geplant, hat M. das alte, einflügelige Fenster wieder eingesetzt. Das neue hatte sich als Fehlkauf erwiesen, zweiflügelig sollte es sein, aber eben ein Stulpfenster, keines mit Mittelpfosten, bei dem der Steg so breit ist, dass man das Gefühl hat, man säße hinter Gittern. Finanziell ist der Rückbau ein Verlust, aber wir brauchen Licht. In den nächsten Monaten drohen ohnehin Freiheits-Einschnitte, was zum Zeitpunkt der Entscheidung allerdings noch nicht absehbar war. Der Blick sollte bleiben, auch von diesem Fenster aus, das im Grunde nur ein Vorbeigehfenster ist, immerhin jedoch Licht in unser nicht allzu sonnenverwöhntes Haus einlässt. Beim Hinausschauen sieht man einen Hühnerhof, Giebel, zwei Gärten, im Hintergrund die Kastanien vor dem Rittergut, hinter denen man wiederum die Werra ahnt. Ein Fluss im Ort, am Ort vorbei und durch ein weites Tal. Nimmt man den Weg durch den Ziegelrasen, der den Schlierbach überquert und anschließend das Ufer entlangführt, eine für land- und forstwirtschaftlichen Verkehr freigegebene Straße, ist man nach wenigen hundert Metern in Thüringen. Wenn ich gehe, laufe, meinen täglichen Marsch absolviere, um den Kopf freizubekommen, überquere ich fast jedes Mal die ehemalige Grenze. Wo Hessen aufhört, endet der Asphalt, beginnt die zunächst unbefestigte Straße nach Treffurt. All das sehe ich vom Fenster oben im Flur aus nicht, aber ich weiß es, es ist da.

Durchs Kinderzimmer gehe ich weiter ins Schlafzimmer, an meinen Schreibtisch. Von unten dringen Lerngeräusche herauf, die Kinder sind von den jeweiligen Schulen mit Unterrichtsmaterial versorgt worden. Die Motivation ist (noch) groß, eine besondere Situation ist ja immer zunächst vor allem Abenteuer. Heute habe ich Arbeits-, also Schreibtischzeit, wir teilen uns hinein. An meiner generellen Situation hat sich im

Grunde wenig geändert, ich sitze auch sonst zu Hause am Schreibtisch, habe kein Büro, keine Kollegen um mich herum. Anders ist, dass jetzt mehr Geräusche da sind, mehr Ansprache, mehr Forderungen nach Aufmerksamkeit. Eine strikte Abgrenzung – Tür zu – ist in den nächsten Tagen und Wochen unabdingbar.

Ich setze mich, der Arbeitstag beginnt.

### **17.03.2020**

Heute habe ich vormittags Kinderdienst, heißt, Aufgaben sortieren, verteilen, erklären. Die Jüngste, bald vier Jahre alt, braucht auch Arbeitsblätter, ich zeichne welche. E's und I's und auch Zahlen, große, kleine, zum Ausmalen. Das R mag sie besonders gern. Nebenbei versuche ich, am Computer den Roman zu lesen, den ich für einen Verlag begutachten soll, eine Mutter-Tochter-Geschichte aus dem Norwegischen, innerfamiliäre Konflikte, Wahrheitssuche. Ich lese, aber das geht nicht lange gut, die e's sind alle ausgemalt, beim Sohn läuft's nicht rund, die Jüngste vermittelt: Vielleicht ist es für ihn schwierig.

Ja, schwierig ist es für alle, und wird es wohl noch lange bleiben. Also erst einmal 10-Uhr-Pause, die Kinder in den Hof, auf die Straße. Wie gut, in diesen Zeiten auf dem Land zu wohnen, einen Garten zu haben. Ich mache die Tür auf, Kinder raus, noch ein bisschen lesen. Und stelle mich innerlich auf eine Nachtschicht ein, die Übersetzung muss weiterlaufen, der Text für das Gutachten gelesen werden, Arbeit ist – zum Glück! – noch vorhanden, wenn die Aufträge wegbrächen, würde es noch in ganz anderer Weise schwierig für uns.

### **18.03.2020**

Es ist erst der dritte Tag ohne die gewohnten Alltagsrituale wie Schule, Kindergarten, geregelte Schreibtischzeit usw., dafür mit Versammlungsverbot über fünf Personen. Noch fühlt sich hier alles relativ friedlich und unbeschwert an, das Wetter ist schön, wenn nicht „Schule“ ist, sind die Kinder draußen, also alles noch im Rahmen, alles vergleichsweise gut, keiner krank, und doch merkt man: Dies wird eine Übung in Gelassenheit.

**19.03.2020**

Endlich wieder vormittags Schreibtischzeit, morgens arbeite ich am konzentriertesten. Ich will sofort loslegen, die Arbeit sitzt mir im Nacken, und dann das: Mein Schreibprogramm lässt sich nicht öffnen, die Internetverbindung ist katastrophal, nichts geht mehr. Durchatmen.

Ich nehme mein Buch aus dem Regal, zur Zeit *Stern 111* von Lutz Seiler, ein Roman, auf den ich mich gefreut habe. Olga Tokarczuk habe ich vor ein paar Tagen beendet, *Ur und andere Zeiten*, ein ruhiges, langsames Buch. Normalerweise lese ich Bücher für-mich vor allem abends vor dem Schlafengehen oder im Urlaub; jetzt, da freie Zeit rar geworden ist, auch so: Indem ich die Leerlaufzeiten nutze, wenn Seiten sich nicht aufbauen, das Internet nicht zugänglich ist.

Erst neulich habe ich mich mit M. darüber unterhalten, wie die aktuelle Situation sich für ihn/für mich anfühlt. Er sagt, für ihn gab es schon mal eine Zeit, in der alle Gewissheiten wegbrachen. Darüber denke ich jetzt nach. Ich war zwölf, als die Mauer fiel, meine einzige Berührung mit „dem Osten“, mein erster Besuch in einer ostdeutschen Stadt war ein Orchesterauftritt im Januar 1990 in Leipzig, wo wir an der Universität ein Singspiel von Mozart aufführten. Ich spielte Horn. Ausgerechnet Leipzig! Die Stadt, in der ich später meinen ersten Job finden sollte, in der ich meine großen Lieben verlassen, gestreift, verloren und irgendwann tatsächlich gefunden habe, in der meine älteste Tochter zur Welt kam und die ich nach wie vor so sehr mag ... Meine Eindrücke damals, von außen kommend: graues Stadtbild (Ende Januar wirklich grau), die Leute, bei denen wir übernachteten (eine Freundin und ich, wir wurden privat untergebracht), wirkten euphorisch, neugierig, unheimlich gastfreundlich. Ich glaube, die Wohnung lag in der Südvorstadt, an den Straßennamen erinnere ich mich nicht. Ein überheiztes Kinderzimmer, in dem wir nächtigen durften, der Hamster lärmte ununterbrochen und ich konnte nicht schlafen, gefühlt keine Sekunde, weil es so warm war, weil der Hamster keine Ruhe gab und weil ich (auch damals) unsterblich verliebt war, frisch verliebt in den Hauptdarsteller des Singspiels, der natürlich nichts davon wusste, er war viel zu alt (achtzehn) und ohnehin unerreichbar. Was an meiner Verliebtheit jedoch nichts änderte, und schon gar nichts am Nicht-schlafen-können.

Das sind *meine* kärglichen Erinnerungen an diese Zeit, und für uns „im Westen“ ging damals ja im Grunde auch alles weiter wie bisher. M. mit seiner Biografie und

gebürtig aus Dresden, zur Wende bereits achtzehn, hat das natürlich ganz anders erlebt.

Um wieder die Kurve zu kriegen und zu der Frage zu kommen, die sich mir stellt, angeregt durch dieses Gespräch und die begonnene *Stern 111*-Lektüre: Kann man diese beiden Situationen vergleichen? Also Wende versus grundstürzende Veränderungen in dem, was man darf und nicht mehr darf, zu heutigen Corona-Zeiten? Damals, als alle Gewissheiten plötzlich wegbrachen, alles, was das Leben an Regeln, Ge- und Verboten, aber auch an Netzwerken ausgemacht hat, mit heute, wo ebenfalls alles auf den Kopf gestellt wird?

Anders ist doch, zumindest in meinen Augen, dass es damals hin zu mehr Freiheit ging. Oder sah man das in der Situation gar nicht so? Überwogen als Grundgefühl die Verunsicherung, der Frust, das Entwertetwerden? In der aktuellen Situation geht die ja mindestens ebenso rasante Entwicklung hin zu weniger Freiheit, mehr Einschnitten, fast täglich, fast stündlich. Der Corona-Ticker in den Abend-Nachrichten: Was kommt als nächstes? Erschreckende Zahlen, drohende Ausgangssperren, vollzogene Ausgangssperren – weniger Freiheit, weniger Kontakt, weniger Nähe, weniger Gemeinsamkeit, erzwungene Isolation. Was vor allem fehlt: hin und wieder Besuche, ein Gespräch, eine Umarmung, ein herzliches Einverständnis mit Menschen außerhalb der Familie. Gäste, die man mit Kuchen bewirten kann oder selbstgebackenen Brötchen. Telefonieren ist kein wirklicher Ersatz. Gleichzeitig steigt das Bedürfnis, sich bei Menschen zu melden, die man lange nicht gesehen, von denen man ewig nichts gehört hat. Sich vergewissern: Bist Du noch da? Geht es Dir gut? Und hast Du in all den Jahren ab und zu an mich gedacht? Kennen wir uns noch? – Wir müssen uns wiedersehen!

Warum scheint das plötzlich so wichtig?

Weil es nicht geht. Weil besuchen, sich frei bewegen, plötzlich nicht mehr selbstverständlich ist.

Der Computer röhrt, jetzt klappt es, das Dokument hat sich geöffnet, ich kann anfangen. Die Lesepause ist also vorbei. Bedauernd lege ich den *Shigulimann* quer ins Regal (ich denke nicht mehr *Stern 111*, ich denke: *Shigulimann*, mir gefällt das

Wort. Der Protagonist fährt im Shiguli seines Vaters durch die Straßen von Ostberlin, er wohnt quasi in diesem Auto und ist auf der Suche nach sich selbst und nach einem Einstieg in sein richtiges Leben. Es ist kurz nach dem Mauerfall.)

In meinem Text suche ich die Stelle, an der ich gestern aufgehört habe, und mache weiter. Ein Krimi zur Zeit, Stroh zu Gold, so ist es manchmal. Weiterlesen wäre wirklich eine Alternative, aber das hier ist meine Arbeitszeit, mehr gibt es heute nicht. (*Smyglåsa*, ein schönes schwedisches Wort. Aber nicht jetzt, vielleicht später.) Ich schaue kurz noch mal hoch, der Shigulimann ruht griffbereit auf Peter Bürgers *Prosa der Moderne* und dem von mir übersetzten Wien-Roman von Henrik B. Nilsson. Dazwischen ein paar andere Titel, die hier nichts zur Sache tun. Nilsson dagegen verdient einen Kommentar. Er wurde in Deutschland als Krimi verkauft und ging unter, vermutlich, weil er keiner war. Ein trauriges Schicksal, aber leider nicht selten. Dabei mochte ich das Buch wirklich sehr, mochte vor allem den Protagonisten, Hermann Freytag. Insgesamt füllen meine übersetzten Titel ca. sechzig Zentimeter Breite des Regals, verteilt auf zwei Böden. Irgendwann muss ich es sortieren, es steht noch alles kreuz und quer, Autoren mit F vor solchen mit B usw., doch auch das muss warten, darum kümmere ich mich später. Jetzt muss ich arbeiten.

Nachmittags Laufen, nein, Gehen, durch den Wald, dann die Werra entlang. Doch der Kopf wird nicht frei. Die Gedankenmühle mahlt und mahlt. Ich tauche ab, in Parallelerzählungen, sehe umgestürzte Bäume, es ist still, absurd still und friedlich. Vogelgezwitscher, warme Luft, und dennoch ein irgendwie apokalyptisches Gefühl ... Zuletzt ähnlich empfunden zum Jahreswechsel, als der Schnee ausblieb. Was geht da verloren? Weiß, kalt, klar. So möchte ich den Winter haben. Bedrückende Zahlen zum Klimawandel. Experten, keine Virologen, sondern Klimatologen, als Mahner, als Warner, als Höchste-Eisenbahner. Doch diese Katastrophen sind weit genug weg, zu wenig erkennbar-verbunden mit unseren Gewohnheiten. Gedanken jetzt: Warum können wegen eines Virus Flugzeuge am Boden bleiben, Firmen ihre Produktion herunterfahren, Unternehmer staatliche Ersatzzahlungen bekommen, aber nicht, wenn es darum geht, das Klima zu retten? Wo liegt der Unterschied? Ist nicht beides ein Menschheitsproblem? Tritt ein Virus auf, verzichtet man – und das scheinbar ohne Protest – auf die elementarsten menschlichen Begegnungen und Bedürfnisbefriedigungen. Doch wegen des Klimas einfach nur auf Spaß, einfach nur

auf die weitesten und ökobilanzgefährlichsten Reisen zu verzichten – nicht auf alle!, nicht kategorisch! – das soll nicht möglich sein??

Ich merke Unverständnis, Trauer, Zorn.

## **20.03.2020**

Samstag. Ich muss noch ein paar Dinge fürs Wochenende einkaufen, Zutaten für das Pesto – seit ein paar Monaten mache ich es selbst. Ein Luxus, aber ich will ja auch Elementares holen. Hefe, wenn es welche gibt, und wenn irgend möglich auch Klopapier. Dass Letzteres wie Gold gehandelt wird, leuchtet mir nicht ein, ich weigere mich noch immer zu glauben, dass es so bleibt, dass dauerhaft keins da sein wird und dass die Menschen sich (angeblich) deshalb regelrechte Schlachten liefern. Das geht nicht in meinen Kopf. (Wenn man dann tatsächlich irgendwann dasitzt und keins hat, wäre das natürlich schon ungünstig.)

Ich rüste mich wie zu einer Expedition. Was wird es geben, was nicht? Falle ich auf, ohne Mundschutz, ohne Handschuhe?

Nein, es scheint alles weitgehend normal, man hält lediglich Abstand, an der Kasse sind barrikadeartig Paletten aufgestellt worden, damit man den Kassiererinnen nicht zu nahekommt. Seife ist übrigens aus, genauso wie (natürlich!) Klopapier und Hefe, rote Linsen. Aber ich höre eine Verkäuferin sagten: Nächste Woche. Nächste Woche gibt es wieder Waren.

Vielleicht ja auch Klopapier.

Heute stattdessen erst mal die Süddeutsche gekauft, die gibt es jetzt wieder häufiger, in mehr Exemplaren als zuvor, auch im Supermarkt. (Zeitung soll ja im Notfall auch gehen.) Viel wichtiger in diesem Moment aber: Lesen.

Vertrauenswürdige Medien konsultieren. Ich habe keine Lust mehr auf Fakenews, Panikmails, nicht-faktenbasierte Szenarien. In der Kindergartengruppe zum Beispiel, WhatsApp. Das schaukelt sich so hoch! Einer schreibt: *Bleibt bitte zu Hause!*, der nächste: *Klappt sowieso nicht, wir brauchen Ausgangsbeschränkungen wie in Bayern!*, wieder der nächste: *Wann kommen endlich Ausgangssperren?*

Hallo, geht's noch??

Zuhause lese ich, die Süddeutsche, wie gesagt, und bin so gottunsäglich froh,

erleichtert, dankbar, dass es noch einen anderen Blick auf die Situation im Land gibt. Nicht verharmlosend. Aber UMFASSENDE. Jemanden, der sagt: Virologen sind wichtig und ihre Warnungen sollen und müssen wir ernstnehmen. Der aber auch sagt: Das ist nur *ein* Aspekt. Genauso wichtig oder bedenkenswert sind die gesellschaftlichen Auswirkungen. Vereinsamung. Gemeinschaftsverlust. All diese Dinge. Danke, lieber Heribert Prantl, du bist mein Held! Neben dem Virologen Christian Drosten, der fast täglich in den Medien ist und ebenfalls, zumindest ansatzweise, auch mal fragend, suchend auftritt. Bitte warnt, ja, und bitte mahnt, und bitte erlasst Maßnahmen nach Maß! Sonst fange ich wirklich noch an, mich zu fürchten. Am meisten vor Menschen, die nach mehr rufen, mehr Sperren, mehr Verboten. Angstverbreitern. Braucht man jetzt nicht vor allem Mut, Um- und Zuversicht?

### **22.03.2020**

Die Nacht wieder wachgelegen, entweder wegen der eigenen Gedankenmühle oder wegen der jüngsten Tochter. Die Situation scheint sie zu stressen. Warum sonst hat sie Ausschlag? Bricht vor dem Einschlafen in Tränen aus, will zu Opa, die Erzieherinnen sehen. Will wahrscheinlich einfach Normalität. Und verlangt mitten in der Nacht: in Urlaub fahren. Fragt, wer krank ist. Wer gestorben.

Meine Tante. Kurz bevor der Virus zu diesen drastischen Maßnahmen führte. An Krebs. Es hat mich getroffen.

Wer noch?, fragt das Kind, und: Warum? Wann wird es anders? Wann wird es wieder normal?

Alle sagen, wir stehen erst am Anfang, ich merke, wie mich das umtreibt, ich merke, ich brauche einen Ausgleich.

Schreiben.

Gehen.

Hier sein. Da sein.

Und das Leben so genießen, wie es bei verantwortungsbewusstem Verhalten möglich ist.

Alternativen suchen in der Kommunikation. Pläne für *danach* machen, wann immer das sein wird. Mich daran festhalten. Vielleicht sogar daran wachsen. Und mich mitteilen, denen, die es interessiert.

### **23.03.2020**

M. hat einen systemrelevanten Job, wie es jetzt heißt, er arbeitet im Krankenhaus, Psychiatrische Abteilung. In der ersten Woche der Schul- und Kindergartenschließungen gab es eine Notfallbetreuung nur für Kinder, bei denen beide Elternteile in systemrelevanten Berufen tätig sind. Jetzt reicht einer.

Aber will ich das?

Ich glaube, nein. Im Moment ist es mir lieber, sie im Blick, sie bei mir zu haben, ungefähr zu wissen, mit wem sie Kontakt haben, wer ihnen (zu) nahekommt, sie möglicherweise anstecken könnte. Es ist schwierig, die Kinder haben schon jetzt einen Lagerkoller (oder es waren doch einfach nur zu viele Süßigkeiten), sie drehen am Rad, und wenn es zu lange geht, drehe ich durch.

Trotzdem möchte ich sie lieber hierbehalten. M. und ich teilen uns rein, seit gestern gibt es offiziell und bundesweit zwar Kontaktverbote, aber zum Glück noch keine Ausgangssperren.

Die Sonne scheint, es ist Frühling. Wir haben einen Garten, ein großes Trampolin, drum herum einen Wald, in dem ich mich notfalls freilaufen kann.

Und vielleicht kann ich auch irgendwann wieder schlafen.

### **24.03.2020**

Langsam wird es chronisch. Irgendwann stehe ich auf, mache mir in der Küche heiße Milch mit Honig, lese ein paar Seiten. Der Shigulimann wird im Auto überfallen, nachts um drei. Ich schaue auf die Uhr. 03:15 Uhr. Das ist mir unheimlich, ich gehe wieder ins Bett. Stelle mir vor, der Honig breite sich klebrig und zäh in meinen Adern aus. Das muss doch den Herzschlag beruhigen, mein überreiztes Gehirn, meine sich jagenden Gedanken irgendwie – verlangsamen?

Als zweieinhalb Stunden später der Wecker klingelt, darf ich noch liegenbleiben. Ein



besonderes Gefühl, ich mochte es schon immer. Jemand muss aufstehen, jemand widmet sich sinnvollen Aufgaben, jemand beginnt den Tag. Jemand tut das schon mal für mich, stellvertretend, ich kann mir also Zeit lassen, ich komme später nach. Manchmal falle ich dann noch einmal in besonders tiefen Schlaf. Heute nicht. Die große Tochter geht vor der „Schule“ joggen, später stellt sich heraus, dass sie kein Material mehr hat. Alles aufgebraucht und aufgelernt. Sie hilft den anderen, dann verzieht sie sich auf den Sessel neben der Heizung, liest eine Sophie Scholl-Biografie, die ich selbst als Jugendliche gelesen habe und die mich sehr beeindruckt hat. Die einzige Frage, die sie mir zwischendurch stellt, ist: „Was ist eigentlich Diphtherie?“ - Dass darüber etwas drinstand, hatte ich wiederum vergessen. Was macht das Ganze dauerhaft mit den Kindern? Wenn die Kontaktverbote und die damit verbundene Freunde- und schulfreie Zeit nicht mehr Abenteuer und Ausnahmezustand sind, sondern die Normalität? Wird es so kommen, muss es so werden? Gestern ein Anflug von Hoffnung in der abendlichen Berichterstattung: Die Kurve sei minimal abgeflacht, die Neuinfektionen geringfügig weniger rapide angestiegen. Tatsächlich?

Und wenn ja, geht das so weiter? Die bisherigen Prognosen lauteten noch ganz anders. Außerdem ist man nur für wenige Länder so vorsichtig optimistisch – wenn wir Glück haben, auch für uns. Was aber ist mit dem Rest der Welt? Was macht das Ganze mit „der Menschheit“?

Was passiert da global?

Mann und Sohn haben am Nachmittag einen Sandkasten gebaut und in Küchenfenstersichtweite aufgestellt. Dafür die letzten verbliebenen Bretter im Baumarkt ergattert, sowie Sand zu 2,99 EUR pro Sack. Dass eine weitere Spielmöglichkeit draußen entstanden ist, ist heute die gute Nachricht. Die schlechte ist, dass es in wenigen Stunden draußen *und* drinnen sehr kalt werden wird. Der Gastank für die Heizung ist leer, es gab da wohl ein Missverständnis. Rund-um-sorglos-Paket lässt leider viel Interpretationsspielraum. Jedenfalls heißt es anscheinend nicht, dass der Gastankwagen von selber kommt. Also wird nach dem Abendbrot noch mal Holz für die Öfen reingeholt, damit bekommen wir es leidlich warm.

Morgen mal sehen, ob die Gaslieferanten noch arbeiten.

**25.03.2020**

Wenn man ganz bei sich ist, wirkt trotz der Einschnitte in das gewohnte Leben bisher alles noch sehr erträglich; nicht normal, aber irgendwie machbar. Dass es ein Privileg ist so empfinden, das so erleben zu können, ist mir bewusst. Denn es genügt nur ein wenig über den Tellerrand hinauszuschauen, und es wird einem angst und bange.

Hier sehe ich heute vor allem, wie kreativ und entgegenkommend so eine Krise die Leute machen kann. Weil natürlich auch die Musikschule geschlossen ist, gibt es Instrumentalunterricht per Skype bzw. Videoanruf, für den Sohn Gitarre, für die älteste Tochter Klarinette. Und ich denke: Schön, dass es so etwas gibt, dass auf diese Weise weiterhin, wenn auch auf anderem Wege, Anregungen und Angebote von außen an die Kinder herangetragen werden. Ohnehin hat sich über Langeweile in den letzten zehn Tagen noch keins von ihnen beklagt. Auch das mag mit dem Privileg unserer ländlichen Wohnsituation zusammenhängen, hier ist die Menschendichte per se geringer und der Bewegungsraum entsprechend größer. Und es ergeben sich immer wieder Aufgaben, Betätigungsfelder aus einer ganz konkreten Situation heraus. Aus einem leeren Gastank, zum Beispiel. Holzmachen, reintragen, immer wieder nachlegen. Einen so gewissenhaften Heizer wie den Sohn wird man schwer finden, er geht darin auf. Und die Mittel-Tochter, die ihm momentan auf Schritt und Tritt folgt, hilft klaglos mit.

Könnte vielleicht auch das ein Effekt sein, ein schöner kleiner Nebeneffekt: Dass man genügsamer wird, dankbarer für das, was man hat? Vielleicht sehen wir irgendwann alle aus wie die Neandertaler, weil die Friseure geschlossen haben, aber wir verhalten uns (im allerbesten Sinne) zivilisierter und sind insgesamt freundlicher zueinander?

**27.03.2020**

In Frankreich ist der Roman *Die Pest* von Albert Camus (1947) angeblich seit Wochen ausverkauft. Die Handlung: In den Vierzigerjahren des 20. Jahrhunderts bricht in Oran die Pest aus, angekündigt durch eine wachsende Anzahl toter Ratten auf den Straßen. Gegen erheblichen Widerstand der Bevölkerung setzt der Arzt Dr. Bernard Rieux durch, dass Quarantänemaßnahmen ergriffen werden. Über die Stadt

wird der Ausnahmezustand verhängt. So weit, so bekannt. Es geht ebenfalls um eine Krankheit, einen unsichtbaren Feind, der die Menschen bedroht und nur gemeinsam besiegt werden kann, und der das Edelste und das Abgründigste im Menschen zum Vorschein kommen lässt. Daneben ist der Roman, entstanden kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, jedoch auch als Allegorie auf die deutschen Besatzer zu lesen und als solcher, zumindest in Frankreich, Schulpflichtlektüre.

In dem Theaterstück *Der Belagerungszustand* von Camus und Jean-Louis Barrault (Uraufführung 1948 in Paris) wird eine ähnliche Thematik behandelt. Hier tritt die Pest als allegorische Figur auf, begleitet von ihrer Sekretärin, dem Tod. Die beiden übernehmen innerhalb kürzester Zeit die Herrschaft über die Stadt (Cadix) und stehen sinnbildlich für die Grausamkeit menschenfeindlicher Despoten, deren effektivstes Werkzeug die Bürokratie in ihrer grenzenlosen Absurdität ist.

Pest und Seuche scheinen Schlagwörter zu sein, nach denen in diesen Zeiten Lesestoff ausgesucht wird; auch Sachbücher zum Thema sollen sich gerade gut verkaufen.

Im Falle von Camus öffnet sich bei der Lektüre vor allem auch der Blick darauf, was in Krisenzeiten und unter enormem Druck mit Menschen passieren kann. Was aus Werten wie Solidarität, Freiheit, Mitmenschlichkeit wird, die entweder besonders hell aufscheinen oder elend erlöschen. Man kann die Gefahr nachvollziehen oder vorwegnehmen, die darin liegt, wenn es Mächten, denen man sonst widersteht oder die man zumindest kritisch hinterfragt, gelingt, sich durchzusetzen – überall in der Welt, nicht nur „bei den anderen“. Ein Denkanstoß, der allenthalben in den Medien aufgegriffen wird und es auch weiterhin werden sollte – nicht nur zu Corona-Zeiten.

In der elften Klasse haben wir den *Belagerungszustand* im Französischunterricht erarbeitet und anschließend aufgeführt. Ich war – eher aufgrund meiner Französischkenntnisse als aufgrund eines besonderen schauspielerischen Talents – die Pest.

Daran muss ich heute denken, in dieser Situation, in Zeiten der Corona-Krise.

In dem Waldstück, das bei uns im Ort vom Friedhof aus hangaufwärts führt, gab es früher eine Freilichtbühne. Bis in die 50er Jahre wurden dort regelmäßig Stücke aufgeführt, das habe ich erst im Februar erfahren. Und da es im Dorf eine engagierte

Bürgergruppe gibt, in der auch der ortsansässige Adel und die Waldbesitzer aktiv sind, wurde schnell die Idee geboren, die Bühne wiederzubeleben. Sie liegt in einer Art Schlucht völlig zugewachsen da, für das Auge nur vage zu erahnen. Und doch überschlugen sich schon beim ersten Besichtigen die Vorschläge und Visionen: Eine Laiengruppe könnte man gründen, kleine Theater aus der Umgebung einladen. Da drüben könnte die Bühne sein, hier der Zugang – nein, warum nicht umgekehrt, ist der Blick in diese Richtung nicht geeigneter? Und diese Empore, wie in den Hang geschlagen, könnte man die nicht für Balkonszenen nutzen? Oder als kleine Bühne, als Lesebühne, für Autorinnen- und Autorenbesuche?

Der erste Freischnitt fand umgehend statt, es ist dort im Wald jetzt schon wesentlich lichter.

Dann brach Corona über uns herein. Ob die Begeisterung über die nächsten Monate hinweg trägt? Können wir „danach“ anknüpfen und weiterplanen?

Ich glaube, in den Augen der jüngsten Tochter ist das Virus, das die Welt gerade in Atem hält, ein kleines, fieses Monstermädchen, das ihr viele schöne Sachen verdirbt. Zumindest hört es sich so an, wenn sie spricht:

Kein Spielplatz, wegen Corona Virus (Betonung auf dem „i“).

Kein Opa-Besuch, wegen Corona Virus. Kein Schwimmengehen, kein Eisessen, kein Freundetreffen. Alles wegen Corona Virus.

In den Kindergarten kann man aufgrund dieser schrecklichen Person übrigens auch nicht mehr. Vielleicht *ist* dort Corona Virus.

Sitzt in der Puppenecke und lacht sich ins Fäustchen.

Corona Virus soll sich bloß verziehen!

Ich kann ihr nur zustimmen: Soll sie.

Die Heizung funktioniert übrigens wieder.

**30.03.2020**

Oft kommt es mir vor, als säßen wir hier in einer Blase. Da draußen tobt der Sturm, ich sehe es durch die Fenster, die da heißen: Internet, Radionachrichten, Zeitung, Fernsehen ... Mittlerweile wird darüber diskutiert, ob in Supermärkten Mundschutzpflicht eingeführt werden sollte. Hieß es nicht vor kurzem noch, das würde nichts nützen? Die einfache Ausführung gar nicht schützen? Sondern nur die Atemschutzmasken, die für Klinikpersonal gedacht sind? Hysterie oder neue wissenschaftliche Erkenntnis?

Es ist kälter geworden draußen, pünktlich zum Beginn der Sommerzeit. Und das Haus ist nach oben offen, dachlos an einer Stelle, nur wenig, aber immerhin. Der Schornstein, die Firststeine, Dachziegel, ein Teil der gesamten Konstruktion, müssen erneuert werden. Ausgerechnet jetzt? Wo die Sonne (vorübergehend) fort und Hoffnung auf Frühlingstemperaturen erst zum Wochenende wieder realistisch ist?

Ungünstig. Aber natürlich kein Vergleich zu anderen Problemen. Dennoch fühlt man sich plötzlich verletztlich: Es könnte hereinregnen ... Was, wenn der Himmel uns auf den Kopf fällt? Ohne Dach, oder mit geöffnetem Dach, fühlt man sich schutzlos und – ja, irgendwie nackt.

Nackt ist übrigens auch der Shigulimann. Also *Stern 111*, das Buch, das ich gerade lese, als physischer Gegenstand. Mir ist ein Wasserglas umgekippt, jetzt wellt sich der Schutzumschlag. Ich musste ihn abnehmen, was bedauerlich ist, denn er ist schön und fasst sich gut an. Nicht nur optisch, sondern auch haptisch gelungen. Vielleicht ist aber nicht nur das Buch, sondern tatsächlich auch der Protagonist nackt (oder verletzt/beschädigt), bei fortschreitender Lektüre. Carl Bischoff, oder Carlo, oder Shigulimann ... *Kärt barn har många namn*, sagt ein schwedisches Sprichwort. Die große Liebe ist ihm abhandengekommen, die Eltern sind nach Amerika ausgewandert, der Schutzraum, den die Kellerkneipe als Arbeitsplatz und Versammlungsort des klugen Rudels geboten hat, bröckelt. Der Kapitalismus streckt seine Fühler aus, alles löst sich auf ... Ich lese weiter. Nicht mehr hier und da und wie es sich ergibt, sondern gezielt, ich will wissen, wie es ausgeht.

Es gibt Bücher, die haben einfach *den Sound*. Wenn man sie liest, passiert etwas.

Man spürt, wie sich alle Sinne öffnen, Kopf und Herz. Die Geschichte rauscht in einen hinein, die Gedanken durch einen hindurch und dann weiter, etwas setzt sich in Gang. Man spinnt die Dinge fort und fängt selbst an zu sprechen im Kopf, es wird gar nicht mehr still.

So ist es im Glücksfall, mit dem Lesen.

Wenn der Umschlag getrocknet ist, packe ich das Buch wieder ein. Niemand soll hier schutzlos sein und frieren müssen.

### **31.03.2020**

Ob Schweden im tiefsten Herzen doch ein gallisches Dorf ist? Ich meine, *das* gallische Dorf? Vielleicht fühlt es sich zumindest so? Scheinbar unbeeindruckt vom Virus, geht das öffentliche Leben einfach weiter, ein europäischer Sonderweg, den die Niederlande und Großbritannien zunächst auch eingeschlagen, aber bald wieder verlassen haben. Der schwedische Staatsepidemiologe Anders Tegnell wirkt geradezu tiefenentspannt, in den Nachrichtenbildern sitzen die Menschen in Cafés und auf Parkbänken zusammen, Schulen und Kindergärten haben noch fast alle geöffnet. Ab der neunten oder zehnten Klasse soll es digitalen Unterricht geben, also Homeschooling; Homeoffice wird bisher nur empfohlen, nicht verlangt. Ein Experiment sei das, wie immer wieder betont wird, denn man wisse ja nicht, was wirklich hilft und ob die Eindämmungsmaßnahmen, die überall sonst ergriffen werden, auch tatsächlich etwas nützen. Die Gefährlichkeit des Virus wird nicht geleugnet, es ist nur ein anderer Umgang, man setzt auf die Vernunft der Bevölkerung. Einige Vorkehrungen werden getroffen, die Krankenhäuser aufgerüstet, teilweise Behandlungszelte errichtet. Ansonsten scheint alles fast wie immer, für Versammlungen gilt erst mal nur eine Obergrenze von fünfzig Personen.

So kann man also auch damit umgehen.

Ist das zynisch? Leichtsinnig? Eine ernsthaft mögliche Möglichkeit?

Im Grunde ist bei einem so neuartigen Virus ja jede Herangehensweise ein Experiment ... Alle Folgen – gesundheitliche, psychologische, ökonomische, gesellschaftliche, kulturelle – mitzudenken: Kann das überhaupt jemand? Kann überhaupt ein irgendwie geartetes Konzept entwickelt werden, das all dem gerecht

wird? Und bis dahin die große Frage: Wer hat recht? Wer ist auf dem besseren Weg?

Diesmal denke ich im Gehen nicht an Corona, auch nicht an die Lücke im Dach (die gerade geschlossen wird), ich denke nicht an Hausaufgaben, Manuskriptabgaben, die drohende Krise auch in der Verlagsbranche, sondern ich denke darüber nach, ob es ein objektives Lesen gibt. Ausgerechnet! Gleichzeitig frage ich mich: Ist es Elfenbeintürmerei, was ich da betreibe? Ich merke nur: Ich brauche Luft, ich brauche Futter, ich muss meinen Kopf mal einen Moment für etwas anderes benutzen, als für Alltag/Arbeit/Krisenmanagement, im Großen wie auch im Kleinen. Leider schmort man sehr im eigenen Saft, ich komme lediglich zu dem (subjektiven) Schluss, dass ein gutes Buch berühren, dass es etwas in mir auslösen muss. Sei es, dass es mich träumen lässt, dass es mich aufrüttelt, dass die Geschichte mich packt oder die Konstruktion mich begeistert, dass ich mich in die Sprache verliebe. Es muss nicht alles gegeben sein, aber wenigstens eins davon sollte stimmen. Außerdem habe ich für mich gemerkt, dass nicht jedes Buch zu jeder Zeit gleich gut oder gleich zugänglich ist. Arnold Stadlers *Eines Tages, vielleicht auch nachts* hat mich beim ersten Lesen elektrisiert: dieses Spiel mit Fiktion und Wirklichkeit, das den Leser so verunsichert und im besten Sinne irritiert. Ob es das heute noch täte, weiß ich nicht. Terézia Moras *Alle Tage* habe ich dagegen gelangweilt beiseitegelegt, um es Jahre später regelrecht zu verschlingen.

Hat jedes Buch seine Zeit? Lohnt sich ein Aufbewahren? Verdienen auch Romane immer noch eine zweite Chance?

Es ist kalt, aber sehr sonnig, das Dach ist wieder heil.

Und der Protagonist, Carl Bischoff, ist am Ende gar nicht nackt, er hat sich eher gehäutet. Im Epilog ist es, als nehme er – jetzt als Ich-Erzähler – die Deutungshoheit über sein Schicksal in die Hand. Er ist bei sich angekommen, in einem Dasein als Schreibender, als Dichter. Auf eine Nähe zum Autor gibt es in der Geschichte immer wieder Hinweise, das ist hier jedoch nicht das Thema. Was ich mochte, war das Schwebende darin, das Träumerische und doch sehr Reale, die persönliche und gesellschaftliche Auf- und Umbruchstimmung, die über allem liegt und eine dichte

Atmosphäre schafft. Nicht zuletzt sei der Humor erwähnt. *Gute Laune* ist ein Reizwort für Carl, aber Humor hat er doch, oder der Erzähler, oder der Autor. Wer auch immer: Es ist in sich stimmig.

Für die Gitarrenstunde des Sohnes heute Nachmittag habe ich bereits vor Tagen eine Videonachricht bekommen. Der Gitarrenlehrer spielt und singt: *You are my sunshine ...*, mit schmalziger Stimme. Die ganze Familie lächelt selig und hat einen Ohrwurm, der sich noch Tage hält.

Macht mehr Musik, gerade jetzt, und schickt euch Nachrichten!

## **02.04.2020**

Den „Unterricht“ am Vormittag hat für die letzten Tage vor den Osterferien die große Tochter übernommen, da sie ihre eigenen Aufgaben (auch den Nachschub) bereits erledigt und außerdem nichts mehr zu lesen hat. Es ist eine gute Lösung, win-win sozusagen, sie macht das sehr gut. Mathe und Deutsch werden bei ihr durch Sport (Turnen in einem der Kinderzimmer, Trampolin draußen, Joggen und Fahrradfahren) ergänzt sowie durch Hauswirtschaftslehre (leider nur Mittagessenvorbereiten; Fensterputzen steht nicht auf dem Stundenplan). Dass die Stadtbibliothek geschlossen hat, ist gerade für sie ein ziemlicher Einschnitt. Wie früher ihre Mutter, schleppt sie normalerweise tonnenweise Bücher nach Hause, ich glaube, sie liest sogar noch schneller als ich. Glücklicherweise hat sie kein Problem damit, sich Gelesenes auch noch ein zweites oder drittes Mal vorzunehmen. Ansonsten bestellen wir (fair, nicht bei den Fiesen) einfach Nachschub und verbuchen es als allgemeine Unterstützung der Buchbranche.

Die Stimmung ist insgesamt immer noch gut, allerdings bekommt die selbstverordnete Gelassenheit erste Risse. M. flucht, ich schimpfe, die Kinder heulen. Ja, auch das kommt vor. Wenn ich merke, dass wir überreagieren, versuche ich hinterher zu erklären. Es ist für alle schwierig, wir müssen da irgendwie durch.

Die Länge der täglichen Runde richtet sich nach der ungefähren Menge dessen, was abgearbeitet werden muss. Nicht immer geht es auf, dennoch versuche ich erst



umzukehren, wenn es sich etwas gelichtet hat, wenn ich mich wieder einigermaßen kinderfreundlich fühle. Manchmal treffe ich jemanden, manchmal ergibt sich ein Gespräch, auch das tut gut. Alle halten den verordneten Abstand ein, aber man nimmt sich wenigstens wahr, man tauscht sich kurz aus, man vergewissert sich, dass es den anderen noch gibt. Es entspannt.

Uns gegenseitig in den April zu schicken, haben wir gestern vergessen, er ist trotzdem gekommen. Mal sehen, was er bringt, wie es weitergeht. Morgen gibt es jedenfalls den ersten Rhabarberkuchen der Saison.

### **03.04.2020**

Backen ist im Grunde wie Spaziergehen, nur drinnen. Es löst die Gedanken, fokussiert und entspannt. Vielleicht ist es etwas weniger zeitaufwändig, und hinterher hat man ein sichtbares Ergebnis (das ist vielleicht sogar das Schönste daran). Beides, das Gehen wie das Backen, habe ich bereits als Jugendliche für mich entdeckt. Wenn ich also allzu übel gelaunt bin, bekomme ich früher oder später zu hören: Geh doch mal raus!, oder: Back doch mal was!

Heute habe ich beides geschafft. Der Kuchen schmeckte nach Mai und Rhabarber, und die Luft draußen roch nach Regen.

### **05.04.2020**

In der Werra gab es früher Aale. Ich sage *gab*, weil ich seit meiner Übersetzung weiß, dass Aale, für deren Schicksal ich mich vor der Arbeit an diesem Buch nie interessiert habe, vom Aussterben bedroht sind. Früher, erzählen Nachbarn und alteingesessene Völkershäuser, kamen die Leute von weither, um welche zu fangen. Ob die Fische dann tatsächlich auch genießbar waren, sei dahingestellt; flussaufwärts liegen Werke von Kali & Salz, heute K & S AG, die ihre Salzabwässer in die Werra einleiten. Der Fluss gilt als verschmutzt, vom darin Baden wird vehement abgeraten. M. hatte beim Lesen des *Evangeliums der Aale* immer eine bestimmte Flussbiegung vor Augen, wenn Vater und Sohn im Buch angeln gehen. Ich schaue sie mir an, und denke: Ja, so ähnlich könnte es ausgesehen haben.

Eine Flussschleife weiter sind die jüngste Tochter und ich gestern von der Straße auf den ehemaligen Kolonnenweg abgebogen, der etwas näher am Wasser verläuft. Seit langem sind wir wieder einmal zusammen unterwegs. Normalerweise ist es mir immer wichtiger, diese Stunde am Tag für mich zu haben. Diesmal ging es nicht anders, und siehe da, wir genießen es beide. Die Tochter redet in einem fort, sie freut sich an dem, was sie sieht und an ihren eigenen Radfahrkünsten. Sie kurbelt, was das Zeug hält, ihre Reifen sind klein, sie strampelt sich ab. Trotzdem bleibt Zeit, die Bäume zu bewundern, kurz abzusteiigen und Zweige zu sammeln oder Pflanzen genauer zu untersuchen. Man muss sich darauf einlassen, aber auch das tut plötzlich gut: Die Welt mit ihren Augen wahrzunehmen, weniger zu denken und dafür mehr zu sehen, vom Frühling, der hier förmlich explodiert.

In den Abendnachrichten wieder Fallzahlen und Statistiken, Experten- und Politikerinterviews. Schleicht sich eine gewisse Müdigkeit ein? Man hört das alles immer wieder, kann es oft einfach nicht mehr sehen ... Immer wieder werden die scheinbar immer gleichen Fragen wiederholt: wann denn endlich ein Impfstoff, neue Tests und so weiter zur Verfügung stehen. Darauf folgen dann die ebenso gleichen Antworten: Wir wissen es nicht, wir können es noch nicht sagen. Ja, es ist wichtig, und ja, man muss immer wieder aufklären und informieren. Die Corona-Pandemie und ihre Folgen sind das alles beherrschende Thema dieser Tage, dieser Wochen, und werden es wahrscheinlich noch über Monate sein. Da alle Lebensbereiche betroffen sind, kommt man gar nicht darum herum.

Was richtig und wichtig erscheint: die Stimmen des Pflegepersonals, des Gesundheitswesens ernst zu nehmen, die Missstände dort anzuerkennen und von politischer Seite etwas dagegen zu tun. Redundant dagegen kommen mir die ständig wiederholten Fragen vor, auf die es ja doch noch keine Antworten gibt.

Und über allem immer die Beunruhigung, die mitschwingt: Wie geht das weiter? Wird man durch die erschreckenden, bedrohlichen Zahlen irgendwann auch hier so paralysiert und verängstigt sein, dass man alles akzeptieren? *Alle* Maßnahmen, wenn sie auch nur irgendeine Form der Besserung versprechen? Oder gelingt es, kritisch zu bleiben, die Dinge zu hinterfragen, vor allem aber: wach zu bleiben?

Schweden scheint, was den Umgang mit der Krise angeht, auf die allgemeine europäische Linie einzuschwenken, ab jetzt gelten auch dort verschärfte Regeln. Besuche in Altenheimen sind verboten, die Regierung verhandelt mit der Opposition um Sonderbefugnisse, um kurzfristig Ausgangsbeschränkungen und die Schließung von Geschäften anordnen zu können. Das ist aber, Stand heute, noch nicht durch. Dennoch ein Sieg der Vernunft? Ein Einlenken? Scheitert das schwedische Experiment gerade an der Realität? Scheitern wir alle, wenn auch in unterschiedlicher Hinsicht? Wie definiert sich in so einer Situation überhaupt Gelingen oder Scheitern? Ich habe selbst – unverbesserlich optimistisch – immer gehofft, es würde genügen, an die Vernunft zu appellieren. An Solidarität und Rücksichtnahme. Vielleicht ist das aber auch zu viel verlangt. Etwas so Unüberschaubares und sichtbar Krisenhaftes wie diese Pandemie hat es ja kaum einmal gegeben (bis auf den Klimawandel, aber das ist eine andere Geschichte). Vernünftiges Handeln kann möglicherweise überhaupt nur erfolgen, wo Erfahrungen vorliegen, aus denen man schöpfen und anschließend sagen kann: Ja, das ist sinnvoll, so werde ich mich zu meinem eigenen Wohl und zum Wohl der anderen verhalten. Dann wird vielleicht zumindest beim nächsten Virus alles besser?

Vater-Sohn-, Mutter-Tochter-Geschichten. Und die immer wiederkehrende Frage: In welchem Zustand übergeben wir unseren Kindern die Erde? Welches Rüstzeug können wir ihnen jetzt, da die Dinge nun einmal sind, wie sie sind, geben, damit sie heil bleiben, ihren eigenen Umgang damit finden? Es irgendwann vielleicht nicht besser *haben*, aber besser *machen* als wir?

Es ist Nacht. Das Gläschen Wein. Die späte Stunde.

Morgen beginnen offiziell die Osterferien.

#### **07.04.2020**

Im Zelt schlafen wollen und es tatsächlich tun, ist zweierlei. Das merken gestern (wenn auch nicht zum ersten Mal) die beiden Mittel-Kinder. Bei strahlendem Sommerwetter wird am Nachmittag das Zelt aufgebaut und abends in gemütlicher Runde gegrillt. Es bleibt lange hell, voll und rund geht der Mond über den Bergen auf, aus den Nachbargärten hört man Gemurmel und Gläserklirren, eine Stimmung

wie auf einem südfranzösischen Campingplatz. Gegen halb neun kriechen Sohn und Mittel-Tochter fest entschlossen ins Zelt, der Rest der Familie begibt sich ins Haus, um dort zu schlafen oder den üblichen Abendverrichtungen nachzugehen. Zunächst bleibt es ruhig. Dann statten die Abenteurer den Drinnenschläfern sporadische Besuche ab, um mit verschiedenen Taschenlampen die Beleuchtung im Zelt zu optimieren, natürlich nur wegen der Gemütlichkeit.

Gegen halb zehn liegen sie im Kinderzimmer in den Betten.

So ist es mit Vorstellung und Wirklichkeit beim Zelten.

Mit den Ferien ist der Alltag noch mal ein anderer geworden, es fehlt die Struktur des morgendlichen „Unterrichts“, fast scheint eine Art Anarchie ausgebrochen zu sein. Und ich merke: Wir werden mürbe. Es gerät alles aus der Form, ohne das jetzt werten zu wollen. Die Kinder sind abends länger wach und schlafen morgens länger, ihre Zimmer sehen aus, als wäre eine Herde Elefanten durchgelaufen, und wir geben in vielem schneller nach, geben mehr Freiheiten, wohl auch in der Hoffnung, dadurch selbst Freiräume zu gewinnen: Für störungsfreie Arbeitszeit, die sonst für endlose Diskussionen draufgehen würde, für die wichtige Nachmittagsstunde an der frischen Luft, die ich mir oft genug erkämpfen muss. In der Küche haben die Kinder fast komplett die Herrschaft übernommen, eine Bastion, die ich lange verteidigt habe. Immer öfter sind sie es, die die Mahlzeiten vorbereiten. Dabei experimentieren sie mit Zutaten und Gewürzen, wechselnd erfolgreich, aber mit viel Engagement. Sie brauchen Beschäftigung, rede ich mir ein, während ich die schlimmsten Spuren beseitige. Sie müssen sich ausprobieren, irgendwann ist es dann tatsächlich mehr Hilfe als Invasion. Dass die anarchischen Zustände auch im Garten, in der Werkstatt und im Tischlerschuppen überhandnehmen, ist wiederum für M. nicht leicht zu ertragen; so hat jeder sein Revier, das er ein Stückweit verteidigen oder über dessen Zustand er die Kontrolle behalten möchte, ohne dass es unbedingt gelingt in diesen Zeiten.

Und doch ist, positiv gewendet, auch das im Grunde ein Lernen. Wie soll man wachsen, wie Neues erkunden, wenn nicht ein gewisses Maß an Freiheit gewährt wird? Auch wenn es für uns als Gewährende mitunter Ärgernis und Mehrarbeit bedeutet, sind wir doch auch stolz, dass sie sich Dinge zutrauen, dass sie neugierig

sind und ihnen auch tatsächlich etwas gelingt. Das mit der Ordnung ergibt sich dann schon wieder.

Zu meinem persönlichen Mürbesein trägt sicherlich auch bei, dass bei der aktuellen Übersetzung gerade die mühselige Phase der ersten Überarbeitung ansteht. Regelmäßig raufe ich mir die Haare und denke, es wird nie ein lesbarer Text daraus. Es holpert und knirscht, die Bilder sind schief, Wortspiele hinken und nichts passt wirklich zusammen, es fehlt ein durchgehender Ton. Dass sich dieser Eindruck im darauf folgenden Durchgang ganz sicher relativieren wird, ist in der aktuellen Phase nur ein schwacher Trost.

Und doch: Irgendwann wird wieder Struktur und Ordnung einkehren, dann wird auch das Arbeiten wieder leichter.

Und das Zelten wird ebenfalls irgendwann klappen, da bin ich mir, tatsächlich, (fast) sicher.

#### **10.04.2020**

Der Wald ringsum ist zundertrocken, die Erde steinhart. Kaum zu glauben, wie aufgeweicht noch vor drei-vier Wochen alle Wege waren, wie voll die Werra, deren Wasserpegel heute schon fast wieder Sommerniveau hat. Man möchte nicht klagen, für die Kinder ist es ein Segen, draußen spielen zu können, dennoch bereitet die Trockenheit Sorgen, die Natur, der Wald, die Pflanzen brauchen dringend Wasser.

Im Regal noch mindestens zwei Romane, die auf eine zweite Chance warten: Mathias Enards *Kompass* und Nis-Momme Stockmanns *Der Fuchs*. Auf dem Bord überm Bett derzeit *Florida*, Erzählungen der US-Amerikanerin Lauren Groff. Sie sind gut, in der ersten gibt es Sätze, die mir aus der Seele sprechen. Dennoch fällt es schwer, sich ganz darauf einzulassen. Man bleibt nicht richtig dran, die Bilder, die im Kopf entstehen, sind stark, sie ergeben aber keine Welt, in die man länger eintauchen könnte, was doch Abwechslung böte zum Alltagstrott.

Wie umgehen, mit der Traurigkeit am Morgen, die einen jetzt manchmal überkommt und unter der Bettdecke festhält? Den Kopf trotz allem oben zu behalten ist möglich,

erfordert aber Kraft, manchmal gehen die Reserven zur Neige.

Wäre man Dichterin, man schriebe vielleicht: *Weh* und *Ach*, und *Mein Herz, eine einzige Wunde*, und es wäre schon fast Poesie. Als Normalsterbliche hütet man sich, solche Dinge zu schreiben. Ein Gedicht? Das überlässt man lieber den Großen. Wo also hin, mit der Melancholie?

Ein Ausflug in die Sonne, zum Grünen Band, und gleich über uns flattert das blaue des Frühlings. Es geht an der ehemaligen Grenze entlang, Hinweisschilder, Grenzzaunreste, ein Personentunnel, auf dem Kamm eine Rotte Wildschweine im Gänsemarsch. Ansonsten viel Weite, der Blick ruht sich aus.

Karfreitagsstimmung? Coronablues?

Ich bin nicht kirchlich oder religiös. Dennoch ist es gut, sie in solchen Tagen zu haben: die Steinfigur eines Engels aus Afrika, die ein Freund uns zu einem unserer Um- und Einzüge geschenkt hat. Die Schwarzweiß-Postkarte einer Skulptur von Ivan Meštrović aus Zagreb, die mich seit einem Museumsbesuch vor sechzehn Jahren begleitet. *Vječno Razapeti, Eternal Crucifixion* von 1930. Der Gekreuzigte wird von einem Engel gehalten, und trotz des eigentlich so Leidvollen hat das Bild etwas unglaublich Friedliches. Wenn man unmittelbar davorsteht, sieht man es kaum. Schräg von der Seite aber, von wo das Foto aufgenommen wurde, erkennt man, dass der Engel lächelt. Und der gemarterte Mensch ist aufgehoben.

Manchen Kunstwerken gelingt es, einen zu berühren und dadurch ein Stückweit zu trösten. So wie ein Blick in die Weite es vermag. Die Reserven füllen sich auf.

Es ist wieder Luft unter den Flügeln.

#### **14.04.2020**

Am Ostermontag kein Regen, wie angekündigt, sondern lediglich ein Temperatursturz um fast zehn Grad.

Ostern als die magische Grenze, das Datum, an dem sich das weitere Vorgehen der Regierung in der Corona-Krise entscheiden sollte. Wie geht es jetzt also weiter? Gestern in den Nachrichten war von Lockerungen die Rede, einer Öffnung der

Schulen, sobald wie möglich. Konkret ist das alles noch nicht. Die Verantwortlichen widersprechen sich teilweise, der eine will mehr, der andere weniger Normalität. Was ich erstaunlich finde: Als die strengen Maßnahmen eingeführt wurden, haben alle genickt und gesagt, ja, den Experten muss man vertrauen, wir schränken uns ein, alles gut und richtig. Jetzt, da es um Lockerungen geht, heißt es, ein Großteil der Bevölkerung wolle das gar nicht.

Warum? Auch dieser Schritt ist doch von Experten durchdacht, aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen sogar. Warum freut man sich nicht einfach und nimmt es an, es ist doch noch einschränkend genug, mit Mundschutz Bus fahren und einkaufen gehen zu sollen, und auch die Abstandsregeln gelten ja weiterhin. Sind wir so hasenherzig? Sehnen wir uns vielleicht sogar nach Kasteiung und Autoritäten, denen wir uns unterwerfen können? Ich bin so dankbar für jeden möglichen Schritt in Richtung Normalität, und ich habe wirklich den Eindruck, dass es hierzulande dabei maßvoll zugeht. Warum nicht auch hier vertrauen?

Zwei Vogelarten spuken mir seit Tagen durch den Kopf: Die Spottdrossel (im Radio spielen sie ständig *Mockingbird* von Saint Chameleon) und der Zaunkönig.

Zaunkönig – allein dieses Wort! Ich mochte es sofort, als meine Oma mir den Vogel zum ersten Mal zeigte. Ich muss etwa fünf gewesen sein, wir waren bei ihr im Garten, einer merkwürdigen Anlage: keine Wiese, sondern Kies, dabei war die Steingartenkultur damals noch gar nicht in Mode. In einer Ecke gab es eine wildwachsende Hecke, oder Efeu am Haus, und genau da wohnte ein Zaunkönig.

Der kleine Vogel, der in der Fabel den Adler überlistet, rebellisch und mutig. Gute Eigenschaften für Zeiten wie diese. Und die Spottdrossel – aber ja! Gerade in Krisenzeiten scheint Humor vonnöten. Die Martenstein-Kolumnen im Magazin der *Süddeutschen* können regelrecht aufbauend wirken. Man hält die Drohszenarien ja sonst gar nicht aus. Auch wenn einem das Lachen vielleicht im Halse steckenbleibt.

Ich will nichts kleinreden. Ich will mich nur nicht so beherrschen lassen, von dem Bedrohlichen und Krisenhaften der Situation.

**18.04.2020**

Regen – nicht viel, aber immerhin. Die Luft riecht gleich ganz anders, alle entspannen sich. Für die Natur ist es viel zu wenig, dennoch tut es gut.

Heute zum ersten Mal seit *vor Corona* in Eschwege in der Stadt gewesen und die Drogeriemärkte abgeklappert – viel mehr hat gar nicht geöffnet. Ab Montag sollen Buchhandlungen und Geschäfte bis 800 Quadratmeter den Betrieb wieder aufnehmen – schräg, warum gerade diese Zahl, aber irgendeine muss man wohl als Obergrenze nennen. Ganz schlüssig scheint es nicht, man sollte ja meinen, auf engerem Raum verbreiten sich die Viren auch schneller, aber nun ja. Von den Schulen gibt es ebenfalls Neuigkeiten: Ab dem 27. April starten vierte und zehnte Klasse an der Schule der Mittel-Kinder, anschließend wird nach und nach aufgestockt, die Klassen eins bis drei sind als Letzte an der Reihe. Der Sohn wird also bald wieder zur Schule gehen, die Töchter noch nicht. Schwierig vor allem: der Kindergarten bleibt wohl bis zu den Sommerferien geschlossen. Das könnte eine Herausforderung werden. Zwar hat man sich fast schon dran gewöhnt, auch mit Lärm im Ohr und im Gewusel zu arbeiten, schön ist es aber nicht, denn es bedeutet weiterhin kurze Strecken, in denen man überhaupt etwas schaffen kann. Man lernt, sich auf Knopfdruck zu konzentrieren und von null auf hundert volle Leistung zu erbringen. Wie gut das auf Dauer fürs Getriebe ist, wird man sehen müssen.

Ich sehne mich nach einer langen, geraden Strecke, auf der sich endlich wieder etwas entfalten, auf der ein Ton entstehen kann. Ein Ganzes, statt dieser Hackstückerei.

Die Küche ist jetzt wieder mein Revier, die Kinder haben sich zurückgezogen. Das Backen für den Doppelgeburtstag am 20. teile ich mir allerdings noch einmal mit der großen Tochter. Der Sohn wünscht sich Marmorkuchen, der Mann Schwarzwälder Kirsch.

Meine Lieblingswörter der jüngsten Tochter derzeit: Pilzstifte, Spitole (der Cowboy mit Hut und Spitole), das pünktliche Kleid.



**21.04.2020**

Man kann auch ohne Gäste Geburtstag feiern, es gibt ja trotzdem Geschenke. Und ist die Familie groß genug, kann man sie nach dem Auspacken auch gemeinsam ausprobieren, wie etwa den Basketballkorb ziemlich direkt unterhalb meines Fensters. Ein neues Begleitgeräusch beim Übersetzen seit gestern also das tock, tock des Basketballs auf dem Asphalt, gefolgt von Jubelgeschrei oder Unmutsbekundungen, je nachdem, ob der Korb getroffen wird oder nicht.

Die Torte am Nachmittag hat ein bisschen zu viel Schwips, mir ist beim Beträufeln der Böden wohl das Kirschwasserfläschchen ausgerutscht. Ich versuche den Effekt mit entsprechend mehr Kaffee abzumildern. Ansonsten klingelt immer wieder das Telefon und Mann oder Sohn verschwinden kurz, um die Glückwünsche entgegenzunehmen, gegen Abend werden die Gespräche länger. Manche Freunde rufen zweimal an – man sieht sich so selten, man muss sich austauschen, auch über die neue Situation, immer wieder. Ein Austauschen übrigens, das zuweilen Überraschungen birgt: Nicht selten gehen die Leute anders mit den Bestimmungen und Empfehlungen um, als man erwartet hat, Freunde, die sich sonst nichts vorschreiben lassen, begrüßen Maskenpflicht und Abstandsgebote, man merkt immer häufiger: Es ist komplex. Das Gesicht zu verhüllen (oder zu bedecken), ist im ersten Moment eine Vorstellung, gegen die sich alles in einem sträubt. Es widerspricht allem, was einmal freie und offene Begegnungen ausgemacht hat, es bedeutet Rückzug, die erste Assoziation ist *Unterdrückung* oder *Bedrohung*, bis vor kurzem war so etwas, zumindest in den westlichen Ländern, verboten, zumindest gesellschaftlich geächtet, es galten Kopftuch- und Vermummungsverbot. Jetzt scheint die Maske ein Symbol oder die Voraussetzung für mehr Freiheit zu sein, damit man sich – wenn auch mit Abstand – wieder frei bewegen und begegnen, in Geschäften und öffentlichen Einrichtungen der Betrieb wieder aufgenommen werden kann. Da muss man erst einmal umdenken. Erschwert wird dies allerdings dadurch, dass es keine eindeutige medizinische Aussage über Sinn- oder Unsinn von Schutzmasken gibt. Von der ersten Aussage, vor allem die professionellen Atemschutzmasken müssten dem medizinischen Personal vorbehalten sein und die einfachen würden ohnehin nichts nützen, sondern die Leute eher in falscher Sicherheit wiegen, ist man dabei längst abgekommen, die Neuregelungen sollen eher dem Schutz anderer als dem eigenen Schutze dienen. Was im Grunde gut und

richtig ist, wer wollte das nicht. Vielleicht fällt es auch nur schwer, sich damit abzufinden und anzufreunden, weil es die potenzielle Gefahr so sichtbar macht. Ich merke eine solche Sehnsucht nach Normalität, nach dem Straßenbild von früher. Keine überfüllten Fußgängerzonen, aber menschliche Begegnungen in Freiheit, Offenheit und mit größerer – auch physischer – Nähe. Wovon ich fürchte, dass es verloren gehen wird, ist die Unbeschwertheit, die Herzlichkeit im Umgang miteinander, die noch bis vor kurzem so selbstverständlich schien. Die spontane Umarmung unter Freunden, so etwas.

Ja, auch ich habe immer wieder Ängste, dass es näher rückt, dass etwas passiert, was diese Pandemie, auch medizinisch gesehen, noch viel schlimmer macht, als sie schon ist. Darunter liegt aber eben auch ein latentes Misstrauen, ein Infragestellen gewisser Nachrichten. Ein Zorn darüber, dass Dinge in den Raum gestellt und als Gesetzesgrundlagen oder Indikatoren für Maßnahmen herangezogen werden, die nicht gesichert sind, bei denen es bei genauerem Hinsehen heißt: *wie man an Modellen sehen kann ... die Zahlen legen nahe ...* Ja, es ist ein neues Virus, und wenn die Unsicherheit der Wissenschaft, die notwendigen Modifikationen in ihrer Bewertung, transparent gemacht werden, ist das gut und richtig. Problematisch ist es, wenn Ergebnisse nicht repräsentativer Versuchsanordnungen als gesicherte Fakten dargestellt werden oder Zahlen nicht ins Verhältnis gesetzt werden. Wozu? Damit die Nachricht bunter, greller, lauter wird? Der seriösen Information dient es jedenfalls nicht.

Ich glaube weder an Verschwörungstheorien noch sperre ich mich gegen das Gebot der Solidarität oder gegen die Sorge für das Gemeinwohl. Was ich aber kritisiere, ist allzu einseitige Berichterstattung, zu wenig Berücksichtigung anderer Wissenschaftsdisziplinen als der viel zitierten Virologie. Wie etwa der Studie des Hamburger Pathologen, Klaus Püschel, der, wie die meisten seines Fachgebiets, dafür plädiert, zu unterscheiden, ob jemand *an* oder *mit* einer SARS-CoV-2 Infektion gestorben ist. Es stellten sich ganz andere Zahlen dar. Oder was ist mit dem Palliativ-Mediziner Matthias Thöns, der die These aufstellt, viele vor allem der älteren Patienten, die jetzt intensivmedizinisch behandelt würden, hätte man vor Ausbruch der Pandemie palliativmedizinisch behandelt. Was ist daran? Stimmt das? Wenn man dies alles einbezöge – wie sähen dann der Umgang mit dem Virus und das entsprechende Maßnahmenpaket aus? Oder sind diese Dinge schon mit einbezogen

worden? Auch hier wünscht man sich mehr Transparenz. Weniger Lautstärke, weniger Bildgewalt, differenziertere Information.

Kali & Salz, beziehungsweise die K&S AG hat übrigens beantragt, mehr Salzabwässer in die Werra ableite zu dürfen. Ob das durchgeht? Im Schatten von Corona, hat man den Eindruck, könnte es vielen solchen Dingen gelingen, einfach durch- und an der öffentlichen Aufmerksamkeit vorbeizurutschen.

Arme Aale. Arme Welt.

## **22.04.2020**

Über Langeweile oder Mangel an Abenteuern kann sich hier sicherlich keiner beschweren. Als M. und ich gestern von unserem Termin bei der Steuerberaterin zurückkommen, haben die Kinder sich ausgesperrt. Haustür zu, Schlüssel drinnen, kein Ersatz. Das Schlafzimmerfenster im ersten Stock ist angekippt, alle anderen Fenster sind geschlossen. Schlüsseldienst? Zu teuer, und wer weiß, wann da einer vorbeikommen kann. Ob man durchs Kellerfenster, über den Boden/das Dach reinkommt? Müsste man dazu das Baugerüst aufstellen? Die lange Leiter ist im Haus, bleibt also nur das ältere Modell aus Holz, das an einer Stelle bereits angebrochen ist ... Wilde Spekulationen der Kinder, sie sind einerseits beunruhigt, andererseits positiv überrascht, dass man bei uns tatsächlich nicht ohne weiteres einbrechen kann. M. steigt die brüchige Holzleiter hoch, doch das Schlafzimmerfenster aufzuhebeln, ist nicht ohne weiteres möglich. Nicht so, nicht mit schwankenden Sprossen unter den Füßen.

Nach großem Protest der Kinder und meinerseits wird erst mal die sicherere, ausfahrbare Aluminiumleiter der Nachbarin ausgeliehen. Dann schlägt M. mit der Axt ganz nüchtern und brachial die Scheibe ein. Das geht, weil wir die Fenster ohnehin austauschen wollten und die neuen bereits im Lager standen.

Seit gestern Nachmittag haben wir also zwei neue Stulpfenster, eins im Schlaf- eins im Kinderzimmer. Früher als geplant, aber die Situation ist gerettet, und es sieht gut aus.

Für den nächsten Aussperrfall müssen wir uns allerdings etwas anderes überlegen.

**25.04.2020**

Neben Corona Virus, der fiesen Spielverderberin, gibt es weitere Fantasiegestalten der jüngsten Tochter. Emma und Lilly sind Freundinnen, die, der Dauer der Kontaktsperre entsprechend, immer häufiger bei uns vorbeischaun. Auch Jeanny zählt zu den Guten. Unbeliebt und zum Fürchten sind dagegen die Coyber, die kurz vorm Einschlafen ihr Unwesen treiben. Ich kann sie ebenfalls nicht leiden, denn sie erschweren das Ins-Bett-Bringen erheblich. Es scheint sich bei ihnen um eine Mischung aus Cowboy und Räuber zu handeln, eine Spitole tragen sie vermutlich auch. Da sie eventuell sogar fliegen können, nutzt auch die kürzlich erfolgte Demonstration der relativen Einbruchsicherheit unseres Hauses nichts. Also sitzen wir Abend für Abend weiter abwechselnd im Flur und halten Wache, bis der Schlaf die bösen Geister vertreibt.

Was Kindern diese augenscheinlich kleinen und harmlosen Schreckgespenster sind, sind Erwachsenen wohl die großen: Covid19, der Klimawandel, der gefährliche Narzisst im Weißen Haus. Wenn man jetzt durch die Wälder geht oder auch über die Felder ringsum, wird einem bewusst, wie sehr wir schon mitten drin sind, in der globalen Erderwärmung.

Neben dem einen großen Nachrichtenthema finden die Meldungen über das nicht mehr zu rettende Eis am Nordpol, die unaufhaltsam ansteigenden Durchschnittstemperaturen und das Tauen der Permafrostböden kaum Platz. Dennoch gibt es sie und man spürt die Auswirkungen allenthalben.

Das zu betrauern, nutzt nichts. Deswegen den Kopf in den ohnehin viel zu harten Sand zu stecken, nutzt nichts. Deswegen GAR NICHTS MEHR zu tun, nutzt auch nichts. Was vielleicht etwas nutzt: das Herz groß und weit zu machen und weiterzugehen, so gut es geht, und so umsichtig man vermag, und die Kinder dabei mitzunehmen.

Was mir in der Corona-Debatte immer wieder zu kurz kommt, ist vor allem der Blick auf die Kinder. Was macht das alles mit ihnen? Welche Auswirkungen haben die getroffenen Maßnahmen, die sich vor allem am Wohl der Erwachsenen und der Älteren orientieren, auf sie? Es kommt mir dabei nicht auf ein gegeneinander

Ausspielen, sondern auf eine Verhältnismäßigkeit an. Darauf, wie man kommuniziert. Wie man aber auch mit künftigen Krisen, mit wieder neu in den Fokus rückenden Problemen umgeht. Wenn jetzt unzählige Millionen zur Bewältigung der Corona-Pandemie und ihrer wirtschaftlichen Folgen ausgegeben werden, darf das nicht bedeuten, dass für die Abmilderung der Klimawandelfolgen kein Geld, und vor allem: kein politischer Wille mehr da ist.

Auch Kinder haben Rechte, auch sie bedürfen des gesellschaftlichen Schutzes, auch sie sind systemrelevant - wer, wenn nicht sie?

Und vielleicht kann sich ja auch tatsächlich alles noch zum Guten wenden, bleibt die neu entdeckte Solidarität erhalten, weitet sich sogar aus, wächst und schließt weitere Generationen, weitere gesellschaftsrelevante Bereiche mit ein. Kommt es zum Umdenken aller, setzt die Vernunft sich durch. (Man kann ja mal träumen.)

Schaut man sich den gefährlichen Narzissten im Weißen Haus an, muss man alle Hoffnung fahren lassen.

Denkt man dagegen an die vielen, vor allem jungen Leute, die noch vor kurzem jeden Freitag weltweit Straßen und Plätze gefüllt haben, sieht man Licht.

Die Frage ist doch: Wer hat die Macht? Wer setzt sich auf Dauer mit seiner Botschaft durch? Und von welchen Nachrichtenbildern lassen wir uns beherrschen? Denn auch das spielt doch eine Rolle: Wie wir eingestimmt werden, ob uns ab und zu auch Hoffnung und mutmachende Bilder und Berichte erreichen, oder ob wir ausschließlich mit Schreckensszenarien, Horrorzahlen und ein bisschen Bleibt-zu-Hause-Kitsch konfrontiert werden. Homeschooling ist auf Dauer nicht witzig, vor allem ist es nicht mit Homeoffice kompatibel.

Kühle Köpfe in überhitzten Zeiten, und keine Getriebenen an der Macht.

Damit wäre wohl schon viel gewonnen.

## **26.04.2020**

Verschmähte Liebe tut weh, egal, in welchem Alter und egal von wem. Das muss gerade die Mittel-Tochter erfahren. Durfte sie über Wochen jede Nacht bei ihrem Bruder schlafen, findet dieser jetzt, er sei zu alt dafür. Pünktlich zu seinem zehnten Geburtstag hat er sie rausgeworfen, nie wieder, Schluss aus, vorbei. Rotz und

Wasser hat die Mittel-Tochter geweint, denn sie hatte sich doch so bemüht: ihm zum Geburtstag nicht nur eins, sondern gleich fünf Geschenke gebastelt, ihn bei seinen Diensten (Holzmachen und Gießen) treu unterstützt und auch sonst alles Erdenklichen getan, um ihn vielleicht doch noch zu erweichen.

Vergebens. Es ist, wie es ist.

Arme Mittel-Tochter. Aber sie ist ein emotionales Kraftpaket und mit Glückshaube zur Welt gekommen. Ihre Küsse sind zum Fürchten nass, und wenn sie einen drückt, dann knacken die Knochen. Sie wird über ihren Kummer hinwegkommen, über diesen und alle künftigen auch, so sehr es für den Moment auch schmerzen mag.

## **27.04.2020**

Aus dem für heute geplanten Schulbeginn für den Sohn ist nichts geworden, am Samstag hieß es: Kommando zurück. Die genauen Gründe kenne ich nicht, es hieß nur, der Hessische Verwaltungsgerichtshof in Kassel habe beschlossen, dass alle Grundschulen noch bis zum dritten Mai geschlossen bleiben. Vermutlich hat jemand dagegen geklagt, dass Viertklässler wieder zur Schule müssen.

*Wollen, müssen, sollen, können, dürfen ...* Man weiß manchmal kaum, was man sich wünschen soll, was das Beste für alle ist. Oder das Verhältnismäßigste. Wie findet man das heraus?

Noch vor ein paar Monaten hätte ich niemals gedacht, dass ich einmal etwas gut finden könnte, was Wolfgang Schäuble sagt. Sein Denkanstoß zur Verhältnismäßigkeit der Mittel, beziehungsweise seine angedeutete Frage, ob das Recht auf Leben alle anderen Grundrechte einschränken dürfe, ist mindestens bemerkenswert. Zumal es von jemandem kommt, der eindeutig zur Risikogruppe zählt. Stattdessen den Schutz der Menschenwürde als höchstes Gut zu betrachten, ist etwas, das wenigstens diskutiert werden sollte. Der Regierungssprecher wollte sich dazu nicht äußern, was nicht verwundert, stellt es doch das bisherige Maßnahmenpaket der Regierung kritisch infrage. Die Opposition von Grün über Gelb bis ganz rechts begrüßt dagegen Schäubles Anstoß, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen.

Man darf gespannt sein, ob daraus etwas entsteht, und wie hoch hier die Wellen noch schlagen.

### **02.05.2020**

Der nächste Geburtstag unter Corona-Bedingungen: Die jüngste Tochter wird vier. Aprilwetter, es regnet viel, zwischendurch können wir kurz raus. Sie hat eine Wandtafel bekommen, Kreide, es wird Schule gespielt. Beim nächsten Schauer verschwinden alle im Spielhaus. Nach häufigem Streit in den letzten Tagen herrscht plötzlich Waffenstillstand; im Zimmer des Sohnes wird ein großes Lager eingerichtet, sie wollen alle zusammen dort übernachten.

Sicher ist: Es gibt viel nachzuholen. An Feiern. An Wiedersehen. An Kontakt. Wann immer das möglich sein wird.

### **04.05.2020**

Zu der vom Arbeits- und Familienalltag abgezwackten Nachmittagsrunde kommt mit dem Hellerwerden der Tage gelegentlich eine Abendrunde hinzu, ein Luxus, von dem ich ganz vergessen hatte, wie gut er tut. Bis etwa neun Uhr bleibt es jetzt hell, was ich, wenn M. die Kinder ins Bett bringt, dazu nutze, noch einmal nach draußen zu gehen. In den letzten Tagen ist es deutlich kühler geworden, die Luft riecht frisch und feucht, unsere Regentonne hat sich gefüllt.

Seit ein-zwei Woche hört man hier wieder den Kuckuck, unwahrscheinlich, dass es derselbe ist, wie letztes Jahr, dennoch begrüße ich ihn wie einen alten Freund. Er gehört für mich zu dieser Landschaft, in dieses Tal, in das wir vor einem Jahr gezogen sind und mit dem ich mich (anscheinend) immer mehr verbinde. Durch das Gehen, durch das Laufen, dadurch, dass ich immer wieder dieselben Runden drehe. Während M. oft den Anspruch hat, wenn, dann auch neue Wege zu erkunden, betreibe ich vielleicht eher eine Art Wurzelfürsorge – die Anker sind noch zart und frisch, sie brauchen Treue und Hege und Pflege. Diese Landschaft könnte meine werden, inzwischen fühlt es sich so an. So oft habe ich bis tief in den November hinein über die Farbvielfalt dieses Tals gestaunt, ein Monat, mit dem man doch sonst

eher ein Grau in Grau verbindet. Es mag seltsam klingen, aber hier leuchtet sogar das Grau, ich weiß nicht, ob es am tiefen Blau der Berge liegt, am Reflektieren der Werra, an einem besonderen Lichteinfall speziell in dieser Gegend. Ich mag es, und es tut den Augen und der Seele gut.

Weniger gut tut das Fehlen der Alltagsstrukturen, je länger es dauert. Aus der anfänglich neugierig-gespannten, auch energiegeladenen Stimmung und dem Wunsch, das Beste daraus zu machen, sind nach ersten Ermüdungserscheinungen und langsamem Mürbewerden nun tatsächlich erste Risse geworden, im Nervenkostüm, in der dicken Haut, die man geglaubt hatte, sich im Zusammenleben mit den Kindern zugelegt zu haben. Es wird immer mühsamer, den Heimunterricht, der ja im Grunde nur ein mehr oder weniger erfolgreiches Betreuen der schulischen Aufgaben ist, durchzuziehen, zumal der Sohn sich vehement sträubt, ständig über Sinn und Unsinn der Aufsatzthemen oder die aktuelle Aufgabenstellung diskutieren muss und darüber so viel Zeit verliert und so viel Kraft und Nerven kostet, dass man manchmal am liebsten alles hinschmeißen und die Schule Schule sein lassen möchte. Ich hoffe wirklich, dass er sein Unbehagen und Missfallen im nächsten Telefonat mit seinem Klassenlehrer klärt, denn wir als Eltern haben einfach nicht die Kraft und auch nicht mehr die Nerven dazu. Einmal pro Woche findet so ein Gespräch auf ausdrücklichen Wunsch des Lehrers statt, was ich sehr gut finde, denn wie sonst soll der Kontakt zur Schule auch persönlich gehalten werden. Ich weiß nicht genau, wie diese Telefonate ablaufen, habe aber mitbekommen, dass der Sohn sich letzte Woche bereits über Christian Morgensterns *Großes Lalula* beschwert hat (Quatschgedicht – warum muss ich so etwas lernen). Ein Lautmalereiliebhaber oder Poet wird also eher nicht aus ihm werden, dafür vielleicht ein ganz passabler Gitarrist.

Die Mittel-Tochter hat immer wieder Motivationsschübe, in denen sie plötzlich stapelweise Blätter abarbeitet, dazwischen liegt jedoch so manches tiefe Tal. Am einfachsten ist es noch mit der großen Tochter, die heute die erste Erdkundestunde im Videokonferenzformat hatte, wie auch generell bei ihr seit den Osterferien deutlich mehr über das Internet läuft. Wer hätte noch vor kurzem gedacht, dass die Schulen so etwas anbieten könnten?



Ich schaue jetzt manchmal Sendungen, die ich sonst nie geguckt habe, auch wenn ich oft nur durch Zufall hängenbleibe, das ist vor Corona seltener passiert. Gestern Frank Plasberg, den ich überhaupt nicht mag, und ich finde ihn auch jetzt noch kein Stück besser. Dennoch war seine Gästerunde interessant: Malu Dreyer, Ulrich Matthes, eine Virologin, ein Gastronom sowie eine dreifache Mutter im Homeoffice. Man merkt deutlich: Überall liegen die Nerven blank, überall ist vor allem das Bedürfnis nach einer Perspektive, nach einem verlässlichen Zeitplan groß, was bei einem unbekanntem Virus schwierig sein mag, aber dennoch irgendwie versucht werden muss. Inzwischen halten sich die Virologen ja gerne zurück, Professor Streeck mit seiner Heinsberger Studie „hütet sich, der Politik Empfehlungen zu geben“ – nach dem Bashing in Folge seiner Zwischenergebnisse nur allzu verständlich.

Jetzt schauen alle auf den Mittwoch, das ist übermorgen, da sollen nach neuerlicher Absprache auf bundepolitischer Ebene detaillierte Zeitpläne für alle Bereiche und in allen Bundesländern vorgelegt werden.

Man darf gespannt sein.

Derzeit erlebe ich die Lockerungen gar nicht als Erleichterung oder echte Lockerungen, weil sie mit so vielen Auflagen, Ängsten und Warnungen vor einer ominösen, eventuellen, vielleicht-aber-auch-gewiss-sicher-möglichen zweiten Welle verbunden sind. Kann man sich dann überhaupt darüber freuen? Wird es irgendwann wieder ein unbeschwertes, normales Normal geben, oder nur noch das *neue Normal*, mit Maskenpflicht, Abstandsge- und Umarmungsverboten?

Alles nicht absehbar, alles noch abzuwarten, genau wie die Möglichkeit oder Unmöglichkeit von Familienbesuchen und (Auslands)reisen.

Wann kann ich endlich meinen Freund Opa, meinen Freund T. und meinen Freund Schweden wiedersehen?, fragt die jüngste Tochter.

Und wird sich ziemlich sicher noch gedulden müssen.

Mit allem.

Wie alle anderen auch.

**10.05.2020**

Immer wieder kommt bei uns das Thema Haustiere auf den Tisch. Lange dachte ich, ich bräuchte mir darüber keine Gedanken zu machen, weil die Kinder, besonders der Sohn, eher Angst vor Tieren haben, vor allem vor Hunden. Dennoch scheint es auch bei ihnen diese romantische Vorstellung zu geben, wie es wäre, sich um ein anderes Lebewesen zu kümmern, eine Art besten Freund zu haben, der einem tatsächlich irgendwie *gehört*. Ich selbst wollte als Kind am liebsten ein Pferd, ich fand, es könnte im Keller unseres Mietshauses wohnen, und weiden könnte es an der Böschung neben der Schnellstraße, da wuchs zumindest reichlich Gras. Inzwischen habe ich ein eher distanzierendes Verhältnis zu Tieren. Es ist schön, dass es sie gibt, aber ich muss sie nicht bei mir im Haus wohnen haben. Der Kuckuck, der aus der Ferne ruft, der Zaunkönig in der Hecke genügen mir, ich brauche keinen Hund, keine Katze, keinen Vogel im Käfig. Auch was Fische angeht, reicht mir im Grunde der Aal auf dem Papier, beziehungsweise im Bücherregal; für Mann und Kinder aber soll es plötzlich ein Aquarium sein. Als Kompromiss sozusagen, Urlaubsreisen wären, wenn wieder möglich, weiterhin möglich, was bei vielen anderen Haustieren nicht der Fall wäre. Also wird beschlossen, ein Aquarium anzuschaffen, fünf sind dafür, keiner dagegen, eine Person enthält sich; ich möchte, ganz lapidar, nicht damit behelligt werden.

Seit dem Wochenende gibt es nun also ein Aquarium in diesem Haus, allerdings noch ohne Fische, denn es ist kompliziert. (Das hatte ich insgeheim befürchtet.) Über mehrere Tage treffen Pakete ein, leichte und schwere, die irgendwelches Zubehör enthalten, von Kies über Chemikalien über Wasserpflanzen bis hin zum Objekt, also dem Aquarium selbst. Wir seien ja jetzt zwangsläufig immer noch viel zu Hause, den Kindern könne etwas Zusätzliches zu tun und zu gucken nicht schaden, das waren alles gute Argumente. Es braucht nur eben wirklich seine Zeit. Und ist anscheinend auch mit Theorie, ein bisschen Experimentieren und Chemie verbunden. Von meinem improvisierten Arbeitsplatz am Küchentisch aus beobachte ich – sozusagen zwischen Tatortuntersuchung und Abtransport der Leiche –, wie M. die Panoramafolie an zwei der Glaswände außen anbringt. Angeblich bietet es den Fischen Orientierung und Abwechslung, wenn zumindest an zwei Seiten ihres Gehäuses Steine suggeriert werden, statt der Holzpaneele unserer Wohnküche. (Später stellt sich heraus, dass die Folie wegen der Spiegelung eigentlich innen

angebracht werden müsste, doch das kann ja beim ersten Wasserwechsel korrigiert werden.) Nachdem am Vortag das Aquarium mit Granulat, Spezialkies, hübschen Steinen aus der näheren Umgebung und Wasserpflanzen (die am nächsten Morgen teilweise schon wieder wurzellos an der Oberfläche treiben) eingerichtet worden ist, halten Mann und älteste Tochter den ersten Teststreifen ins Wasser. Die meisten Werte sind in Ordnung (PH, Nitrat, Wasserhärte und so weiter), dennoch wird es mehrere Wochen dauern, bis der Mikrokosmos im Glaskasten stabil ist, sich alles eingependelt hat und die ersten Fische ihr neues Zuhause beziehen können. Wie ich schon andeutete: Es ist kompliziert.

Parallel finden in den Schulen die Vorbereitungen für die Rückkehr der Kinder statt, auch das ein Prozess, der sich über Wochen hinzieht. Als die große Tochter nach Absprache mit dem Sekretariat ein fehlendes Geschichtsbuch und Englischmaterial aus ihrem Klassenraum abholt, erzählt sie hinterher von Sperrholzwänden, mit denen die Flure künstlich verschmälert worden sind, Pfeilen auf dem Boden und so weiter. In Nordrheinwestfalen, wo meine Neffen und Nichten wohnen, hat die Schule bereits begonnen; hier in Hessen braucht es anscheinend länger, bis alles stimmt und funktionstüchtig ist. Was auch immer es sein mag, worauf es gerade ankommt: die Reproduktionszahl des Robert Koch-Instituts, die anscheinend schon wieder gestiegen ist, auf die steigenden oder sinkenden absoluten Fallzahlen oder andere Faktoren, wie vielleicht eine Klage vor dem Verwaltungsgerichtshof, nach der es unfair wäre, bestimmte Altersgruppen dem Risiko der Live-Beschulung wieder auszusetzen und andere nicht.

Als (noch) Beobachtende, nicht Betroffene weiß man nicht, was man davon halten soll. Soll man sich freuen? Die Kinder vertrauensvoll hinschicken – Leinen los, es wird schon gut gehen, das Leben war schon immer lebensgefährlich? Oder sich bange machen lassen, weil es immerzu heißt: Wir lockern, aber das ist eigentlich gar nicht gut?

Ich weiß es nicht.

Es ist kompliziert.

Eine Woche ist, was die Schulen angeht, in Hessen noch Beobachtungs-/Vorbereitungs-/Wertemess- und -auswertzeit, dann geht es für die beiden Großen wieder los.

Am zweiten Juni sollen die jüngeren Grundschulklassen folgen. Die Mittel-Tochter ist in diesem ihrem ersten Schuljahr seit Weihnachten vielleicht zwei Wochen am Stück in der Schule gewesen (was allerdings nicht nur an Corona lag, sondern auch an einer dreiwöchigen Nordseekur, einem zweieinhalbwöchigen Schulverbot wegen fehlender Windpockenimpfung und Weihnachts- sowie Osterferien). Dennoch: Was für ein seltsamer Schulstart. Was für seltsame Zeiten, in denen wir leben.

Der Mensch ist ein Rudelwesen, davon bin ich, obwohl mir viele Menschen oft zu viel sind und ich gerne alleine unterwegs bin, überzeugt. Jetzt ist Abstand geboten sowie Mundschutzpflicht. Ich halte Abstand, ich trage Mundschutz, wo es verordnet ist, und hoffe, dass es irgendwie hilft. Dennoch vergleiche ich die Lebenswelt meiner Kinder jetzt unwillkürlich mit meiner Lebenswelt früher, oder mit ihrer Lebenswelt vor Corona. Sie werden sich sicher irgendwie daran gewöhnen. Man gewöhnt sich an so vieles. Und doch wünsche ich ihnen von Herzen, dass sie bald wieder herumrudeln dürfen.

Man möchte kein Fisch sein, in diesen Zeiten. In freier Wildbahn ist die Gefahr durch Mensch und Umweltverschmutzung viel zu hoch, als Aquariefisch ist man der Willkür und dem (vorhandenen oder nicht vorhandenen) Können des Aquaristen ausgesetzt. Auch als Vogel ist nicht alles gold, dem Klischee des Freien, Unbeschwerten zum Trotz. Womöglich landet man in einem kinderreichen Haushalt in einem Käfig, auch die Voliere kann nicht wirklich attraktiv erscheinen. (*Huis clos = pas beau*). Dann lieber als Raupe ins Fjärilshus. (Was für ein schönes Wort übrigens: *Fjäril*. Es flirt und leuchtet, im Gegensatz zu unserem grobschlächtigen *Schmetterling*.) Während meiner Au-pair-Zeit in Järna war ich dort – eine eigene Welt. Warm. Tropisch. (Und mit einem 30 Meter langen Aquarium ausgestattet, wie nebenbei erwähnt sei.) Mehr als 3000 Quadratmeter Regenwald am Rande von Stockholm, wo Hunderte von Schmetterlingen frei herumschwirren. Groß und voller Licht. Wenn man Glück habe, verspricht die Werbung, könne man einem

Schmetterling beim Schlüpfen zusehen.

Eine schöne Vorstellung. Für die Raupe wie für den Augenzeugen.

Vive la liberté. In guten Maßen. Precis lagom.

### **11.05.2020**

In der Badewanne zu liegen und Eyvind Johnson zu lesen, fühlt sich fast dekadent an, denn wo Arbeitszeit knapp ist, bleibt reinen Gewissens für Entspannung und *gute Bücher* nur wenig übrig. Hjalmar Söderberg (*Doktor Glas*) steht ebenfalls weit oben auf meiner Liste; beide Autoren habe ich sowohl durch das Studium als auch durch meinen damaligen Freund kennen und lieben gelernt. Ich habe sogar noch ein Foto von Johnsons Geburtshaus. Bis nach Boden sind wir damals hochgefahren, wahrscheinlich habe ich da gerade meine Magisterarbeit über ihn geschrieben. Es war jedenfalls wichtig. Und schön. Heute Zuflucht zu diesen alten Freunden im Pappband zu nehmen, tut vielleicht vor allem deswegen gut, weil sie in eine Zeit gehören, in der die Beschäftigung mit ihnen noch einen ganz anderen Stellenwert hatte, das Lesen mehr um seiner selbst willen geschah. Es war Wesenskern meines Studiums und dadurch Notwendigkeit. Nicht zweckgebunden, zum Broterwerb, noch diente es der reinen Unterhaltung. Man las und diskutierte aus Interesse, Wissensdurst, Erkenntnislust ... ein bisschen Sinnsuche war sicherlich auch dabei. Alles Dinge, die in dieser Lebensphase ihren Platz hatten, wichtig waren und neue Blickwinkel eröffneten. Diese Autoren jetzt wiederzulesen, ist ein bisschen wie nach Hause kommen, nachdem man lange weg gewesen ist. Alles ist ein bisschen fremd und wie neu und doch vertraut, manches ist kleiner, anderes größer geworden.

Enttäuscht, wie manchmal beim Wiederlesen von Büchern, die ich als Kind besonders geliebt habe, bin ich nicht.

Das werte ich als gutes Zeichen.

**18.05.2020**

Zum ersten Mal seit über acht Wochen ist der Sohn frühmorgens in den Schulbus gestiegen. Vier Schulstunden sind angesetzt, seine zwanzigköpfige Klasse wurde in drei Gruppen aufgeteilt, darüber hinaus gilt Mundnasenschutz- und Abstandspflicht. Es fühlt sich ... seltsam an. Und es wird sicherlich auch seltsam für ihn. Kaum vorstellbar, dass diese Horde Jungs, die sonst ohne Fußball gar nicht auskommt (der Sohn hat, seit wir vor einem Jahr hierhergezogen sind, die verantwortungsvolle Aufgabe des Ball-Mitbringers inne), jetzt gesittet über den Schulhof schreitet und rund um sich herum jeweils einen Meter fünfzig Abstand hält. Wie soll das denn gehen?

Als wir gestern zu Freunden auf die Hütte fahren, um zum ersten Mal seit Wochen gemeinsam Kaffee zu trinken, sehen wir von weitem das Ausflugslokal am Alten Hafen. Es ist vollbesetzt, vom Auto aus hat man den Eindruck, als wäre es ein beliebiger Sommertag irgendwann im vergangenen Jahr. Vielleicht sähe man, wenn man näherkäme, größere Abstände, weniger Tische, weniger Leute; von weitem aber, wie gesagt, sieht es normal aus.

Und auch das fühlt sich seltsam an.

Skepsis gegenüber der Normalität, oder der scheinbaren Normalität. Ein ständiges Hinterfragen des eigenen Verhaltens. Ist es vernünftig, sich mit Freunden an einen Tisch zu setzen, gemeinsam Kuchen zu essen usw., wenn gleichzeitig in der Stadtbücherei entlehene Bücher nach der Rückgabe zweiundsiebzig Stunden in Quarantäne müssen? Was ist leichtsinnig, was ist aber vielleicht auch hysterisch? Muss ich dazwischengehen, wenn die Kinder sich anderen Erwachsenen nähern, den gebotenen Abstand nicht einhalten – oder umgekehrt die Erwachsenen bitten, von sich aus Grenzen zu setzen, sie notfalls – wegzuscheuchen?

Die Verunsicherung wird mit den Lockerungen nicht kleiner, im Gegenteil. Manchmal ist es, als liefen Kopf und Herz in unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Vom Verstand her begreift man, dass dieses oder jenes wieder erlaubt ist. Das Herz aber

hinkt hinterher, das Gefühl, dass es wirklich *in Ordnung* ist, stellt sich noch nicht ein. Zumal parallel ja immer noch vor einer zweiten Welle gewarnt wird, vor dem neuerlichen Lockdown, der eintreten wird, wenn man die Regeln nicht befolgt, und der noch schrecklicher werden wird als der erste.

Das macht natürlich etwas mit einem.

Das gefühlte Recht auf eine gewisse Sorglosigkeit (im Reisen, im Umgang miteinander, in der Bewegung im öffentlichen Raum) ist verschwunden, ein Stück Selbstverständlichkeit und Selbstverständnis mit ihm. Das muss man wohl erst verarbeiten, um zu einem neuen, leichteren Umgang und zur Zuversicht zurückzufinden.

Der Kopf ist vielleicht schon da, das langsame Herz aber hinkt, wie immer, hinterher.

Als der Sohn mittags aus der Schule kommt, wird er von seiner jüngsten Schwester begrüßt, als wäre er auf einer Weltreise gewesen. Jetzt stromern alle vier durchs Dorf. Schon am Vormittag sind die Mädchen Skateboard (beziehungsweise die Jüngste: Roller) gefahren.

Sie können das, sie haben das mit der Balance, dem Mut und dem Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten – ohne Selbstüberschätzung – raus.

Möge es ihnen erhalten bleiben.

## **20.05.2020**

Heute früh brechen Sohn und älteste Tochter schon zu zweit in eine Art neuen Alltag auf, wobei man bei der Großen bei ein bis zwei Tagen Präsenzunterricht pro Woche nicht wirklich von Schulalltag sprechen kann. Vielleicht muss aber auch der Begriff Alltag neu gedacht werden, vielleicht wird Alltag nie wieder das, was man vor Corona darunter verstand, sondern etwas immer wieder neu Auszuhandelndes und zu Gestaltendes.

Der Sohn jedenfalls hat verhandelt, abends noch seinen Klassenlehrer angerufen und mit ihm abgesprochen, dass er heute wieder einen Ball mitbringen darf. Nur Elfmeter beziehungsweise Torwarttraining, aber immerhin – ein Stück Normalität. Ich

freu mich für ihn.

Ohne jede Möglichkeit zu verhandeln ist dagegen die jüngste Tochter. Das müssten wir für sie tun, wenn es denn Verhandlungsmasse gäbe, wenn da etwas wäre, das ihr ein Stück der früheren oder perspektivisch einen Ausblick auf eine neue Normalität geben könnte. Der Stillstand, den sie für sich persönlich erleben muss, dauert schon sehr lange an. Es macht mich betroffen, wenn sie, meine behütete Vierjährige mit immerhin drei Geschwistern, einem großen Garten, in dem sie sich austoben kann und zahlreichen anderen Möglichkeiten, sich abzulenken, mitten auf dem Spaziergang in Tränen ausbricht und nicht etwa fragt: *Wann* sehe ich endlich meine Freunde, *wann* sehe ich Opa wieder?, sondern feststellt: Ich glaube, ich kann Opa und meine Freunde nie wiedersehen. Daraus spricht eine Resignation, die ich bei einem so kleinen Kind erschreckend finde – zumal, wenn ich mir vorstelle, dass es Kinder in ganz anderen persönlichen und familiären Situationen gibt.

Was ihre erste Befürchtung angeht, kann ich sie übrigens beruhigen: Morgen kommt Opa für eine paar Tage zu Besuch. Die Vorfreude ist groß. Und vielleicht hilft es ihr, Zuversicht zu finden: Wenn Opa wieder zu Besuch kommen kann, kann ich vielleicht auch bald meine Freunde wiedersehen.

Schön wär's. Ich wünsche es ihr.

Gegen Mittag kommt der Sohn aus der Schule zurück.

Er durfte doch nicht Fußball spielen.

Nach Rücksprache mit der Schulleitung hieß es: Nur wenn jeder Spieler einen eigenen Ball benutzt.

Manchmal nimmt es groteske Züge an.

Aber auch das gibt sich hoffentlich irgendwann wieder.



**23.05.2020**

Am Donnerstag wird mit großem Jubel der Opa begrüßt, am Freitag halten die ersten drei Fische sowie vier Rennschnecken im Aquarium Einzug. Die zweite Wasserprobe, die beim Aquaristen des Vertrauens abgegeben wurde – ich las jetzt übrigens, es heiÙe Aquarianten – fand Gnade vor den Augen des kritischen Experten, sodass er dem Kauf guten Gewissens zustimmen konnte.

Als erstes darf der Sohn die vier Schnecken einsetzen, eine halbe Stunde später folgen die Fische. Seither verfolgen die Kinder interessiert das Geschehen im Becken; alle Tiere bekommen Namen und zeichnen sich (tatsächlich) durch verschiedene Charaktereigenschaften aus, die von den Kindern verfolgt und kommentiert werden. Dabei scheinen die Schnecken die deutlich interessanteren Wesen zu sein: Tiger ist am fixesten unterwegs und ständig irgendwo anders oder im Nu ganz oben an der Aquariumkante, während Mario die ganze Zeit faul in der Ecke liegt und sich nicht regt. Sorgen macht man sich um Chléo, die ständig verschwindet, nirgends mehr zu sehen ist. Liegt sie vielleicht irgendwo auf dem Rücken und muss elendig sterben? Dann taucht sie doch irgendwo auf und alles ist erstmal wieder gut. Am blassesten ist Oreo, er gleitet über die Steine und macht nicht viel Aufhebens um sich.

Und die Fische? Werden eigentlich gar nicht kommentiert. Sie heißen Dodo, Awel und Lucky, ansonsten hört man nicht viel von ihnen.

Es erinnert mich an die Busfahrer-Geschichten, die die Kinder vor Corona immer erzählt haben. Auch diese Helden der Landstraße haben ihre jeweiligen Eigenheiten, die die Kinder genau beobachten. Sie wissen genau, wer wann fährt und ob sie dementsprechend Kaugummis benötigen – bei Fischer, der so rasant durch die Kurven im Schlierbach heizt, dass einem schlecht werden kann – oder eben nicht, weil der gemütliche Falko fährt, der auch schon mal hupt und winkt, wenn er die Kinder in ihrer Freizeit durchs Dorf stromern sieht.

Ich mag ihr Auge fürs Detail, und wie sie allem etwas Unterhaltsames abgewinnen können – sogar einer langweiligen Busfahrt. Dass sie Spaß am Geschichtenerzählen haben, und ihnen kein Lebewesen zu klein ist, um ihm einen eigenen Charakter zuzusprechen. Letzten Sommer waren es noch Stubenfliegen, von denen leider

immer mal wieder eine ihr vorzeitiges Ende fand, jetzt sind es immerhin Aquariumsschnecken.

Und Busfahrer, deren Systemrelevanz auf dem Land besonders deutlich wird und denen man, wie überhaupt dem öffentlichen Personennahverkehr, eine entsprechend größere Lobby wünscht.

## **25.05.2020**

In den letzten Tagen hat es mehrfach geregnet. Als ich meine Abendrunde gehe, merke ich, dass der Boden nicht mehr knochentrocken ist, sondern unter den Füßen leicht nachgibt, an manchen Stellen haben sich sogar Pfützen gebildet. Die Luft ist kühl und frisch, und das Grün der umliegenden Berge leuchtet satter, unterbrochen nur von den braunen Inseln der Kieferngerippe und Lärchenskelette, die daran erinnern, dass die Trockenheit kein böser Traum war und Folgen hat, die nicht wieder rückgängig zu machen sind. Es tut gut, in dieser Atempause unterwegs zu sein. Ein kalter Wind weht über das Rapsfeld; die von mir gewählte Runde liegt auch jetzt, gegen acht Uhr abends, überwiegend in der Sonne. Auf dem Rückweg ergibt sich ein heterogenes Bild: Da die Sonne weiter gesunken ist, ist das vor mir liegende Postkartenidyll mindestens zweigeteilt; in einerseits dunkle, verschattete und andererseits helle, in Licht getauchte Felder, die sich, zumal Wolken mit ihm Spiel sind, unregelmäßig um mich herum verteilen.

Erstmals seit Wochen, ja, Monaten kommen die Abendnachrichten ohne Corona-Ticker aus, und was könnte man darin anderes sehen, als ein gutes Zeichen. Die Infektionszahlen gehen langsam zurück, auch wenn es weiterhin Hotspots und lokale Herde gibt. Insgesamt scheint das Geschehen sich zu beruhigen, zumindest in Deutschland, zumindest in Europa und immer mit dem Vorbehalt, es könnte eine neue, zweite, noch größere Welle kommen.

Garantien abgeben möchte jedenfalls keiner.

Weiterhin sind zahlreiche Fragen offen, nur sehr Weniges scheint irgendwie gesichert. Dass in so einer gesellschaftlichen Situation Verschwörungstheorien

Zulauf und abgedrehte Prominente große Anhängerschaften finden, ist so nachvollziehbar wie bedauerlich.

Genügt es, das so festzustellen? Müsste von politischer, gesellschaftlicher Seite mehr getan werden, um das einzudämmen, um solchen Leuten den Wind aus den Segeln zu nehmen, und wenn ja, wie?

Mit gesundem Menschenverstand ausgestattet, ist man selbst vielleicht einigermaßen gefeit und fällt weder auf Leugner des Virus noch auf Menschen herein, die dahinter irgendwelche Mächte am Werk sehen. Dennoch macht die unsichere Lage es solchen Kräften natürlich leicht, ist die Gesellschaft deutlich anfälliger für diese Dinge. Denn es ist ja tatsächlich so, dass man sich permanent einer Fülle von Informationen ausgeliefert sieht und einer ebensolchen Fülle von Anbietern, Machern, Interpreten, Arrangeuren, Deutern und Verdrehern dieser Informationen, die wiederum jeweils zahllose Kanäle und Plattformen zur Verfügung haben, um ihr Weltbild, ihre *Interpretation der Dinge* zu verbreiten. Seriöses von Unseriösem zu unterscheiden, ist da nicht einfach; auch sind die Abstufungen und Grauzonen oft derart weich und fließend, dass manchmal schwer erkennbar ist, wann es kippt. In seiner eigenen Blase steckt dabei wahrscheinlich jeder: der Aufgeklärte in seiner aufgeklärten, der Irregeleitete in seiner irrigen. Man kann sich seine Gewährleute ja mehr oder weniger aussuchen; auch unter den anerkannten Wissenschaftlern pickt man sich gerne denjenigen heraus, der einem entgegenkommt, der die eigene Meinung bestätigt, unterstützt, weiterführt. Natürlich ist das ein Problem. Aber eben auch eins, das man aushalten muss, wenn man in einer pluralistischen Gesellschaft lebt und Meinungs- und Demonstrationenfreiheit als unverzichtbare Güter ansieht.

Ich möchte das aushalten.

Ich möchte genau so eine und keine andere Gesellschaft.

Ich möchte aber auch, dass es belegbare Dinge und echte Probleme sind, für und um die gestritten wird, und nicht irgendwelche Wahnvorstellungen.

Wir sind hier nicht bei Wunsch-dir-was, aber wenn ich mir etwas wünschen dürfte, dann, dass Vernunft und ein kritisches, aber eben doch: *Vertrauensverhältnis* zur echten, seriösen, evidenzbasierten Wissenschaft sich durchsetzen. Denn ich glaube,

das brauchen wir. Ich glaube, der ganze Laden fliegt uns sonst irgendwann um die Ohren. Man kann nur diskutieren und zu Lösungen kommen, wenn jede Partei die unbestreitbare Faktenlage anerkennt. Sonst kann man es auch gleich bleibenlassen.

Ob wir je dahinkommen werden? Ich fürchte, das ist zu bezweifeln.

Aber wünschen und hoffen kann man ja mal.

Das war jedenfalls bisher nicht verkehrt.

### **31.05.2020**

Lieblingslicht: Wenn die Sonne abends den Anschein erweckt, niemals untergehen zu wollen, wenn alles leuchtet und so freundlich, friedlich daliegt, dass einem darüber das Herz aufgeht.

Das Original gibt es nur in Schweden, zumindest kenne ich es nur von dort. Dennoch muss ich zugeben, dass auch die letzte Maisonette überm Werratal sich alle Mühe gibt: Sie scheint, als gäbe es kein Morgen. Dazu fließt die Werra so träge dahin, dass man (mit etwas Fantasie) einen spiegelblanken, schwedischen See darin sehen könnte; man müsste nur die Algen am Ufersaum ausblenden, und dass sie so relativ schmal ist.

Über Altenburschla auf der anderen Seite des Flusses steigen leichte Wolken wie Rauchzeichen in den Himmel; leider signalisieren sie mir immer noch nicht, dass die Kita wieder geöffnet ist und die jüngste Tochter wieder dort hingehen darf. Die Dauerferien der Kinder machen, dass man sich selbst extrem urlaubsreif fühlt. Nimmt man die Einschränkungen, Kontaktsperrungen, Reisewarnungen, Noch-Grenzschießungen-*aber-vielleicht*-bald-wieder-Öffnungen hinzu, wird die Sehnsucht nach Fortbewegung, nach dem Anderen umso größer. Hat man dann noch eine Dauerbaustelle im Haus, kennt das Fernweh keine Grenzen mehr.

Zunächst wird es kompensiert, so gut es geht. Gleich nach dem Frühstück geht es auf den Hohen Meißner, auf die Kalbe, wir bewundern Kalbensee, Frau Holle-Teich und Eulenstieg. Zum Glück sind wir früh dran. Auf dem Rückweg begegnen uns immer mehr Menschen, die Wanderwege werden förmlich geflutet, alle treibt es in die Natur hinaus. Gerade eben noch schaffen wir es an der Rushhour vorbei. Unzählige

Motorradfahrer, Radler, die sich den Berg hinaufquälen, kommen uns entgegen, Rentner, Familien, aber auch Einzelpersonen – alles tummelt sich unterm freien Himmel.

Nachmittags Reifenwechsel, und es mutet beim Zusehen wie eine Art Urlaubsvorbereitung an. (Welch ein Klischee: Vor der großen Reise wird der Wagen noch mal durchgecheckt.) Da wir seit kurzem zwei Autos haben (was wir nie wollten, sich aufgrund der Wohn-/Arbeitssituation jedoch nicht länger vermeiden ließ), schrauben Mann und Sohn um die Wette. Assistent hat der Sohn bereits mit drei Jahren, er weiß also, was er tut, und verliert am Ende nur um wenige Minuten. Beide Fahrzeuge haben jetzt Sommerreifen; es könnte losgehen, wir wären bereit.

Bei der Durchsicht der Fotos später erinnert der Blick von oben auf die Berge, in die Weite und auf den Kalbesee ein ganz klein wenig an Norwegen. Ist das nicht ein Fjord? Und liegt Norwegen nicht ganz dicht bei – Schweden?

Wenn Fernweh sich anfühlt wie Heimweh, ist man wohl entweder ein heimatloser Vagabund, der sein Zuhause noch nicht gefunden hat, oder sehr verbunden mit einem anderen (fernen) Land, das man immer wieder besucht, in dem man gelebt hat und in dessen Sprache, dessen Atmosphäre, dessen Gesellschaftstemperatur man sich wohlfühlt.

Zuhause eben: Verbunden.

Dass ich es als Kind ähnlich erlebt habe, wenn wir nach Frankreich fahren, zeigt für mich, welche große Rolle dabei das Wiederholen spielt. Damals waren wir jeden Sommer in Frankreich: in der Bretagne, bei Bourg-en-Bresse, in den Pyrenäen ... Noch intensiver wird das Erlebnis, wenn man die Landessprache beherrscht; bietet Sprache doch an sich schon ein Zuhause, trautes Wortmaterial.

(Ein Geschenk eigentlich, und eine Bereicherung, sich an mehreren Orten heimisch fühlen und einfügen zu können. Und dennoch gut, irgendwo Wurzeln zu finden, zu ankern, zu bleiben – für den überwiegenden Teil des Jahres.)

Für die Nacht haben die Kinder sich ein Lager gebaut - alle zusammen, ich sag ja: Es sind Rudelwesen. Zwar besteht jedes darauf, sein eigenes Zimmer zu haben, und teilweise haben sie es auch schon. An den Wochenenden aber ist es immer wieder das Größte, sich mit den anderen zusammenzutun und in einem Raum zu übernachten, am besten in einer Höhle, aus vielen Decken und ein paar Möbeln gebaut.

Ein bisschen wie Camping.

Ein bisschen wie Urlaub.

Ein bisschen Fernwehkompensation, zu Hause.

#### **04.06.2020**

Als Dritte verlässt heute die Mitteltochter zum ersten Mal seit zwölf Wochen das Haus, um wieder zur Schule zu gehen. Einen Tag in der Woche, das nächste Mal allerdings erst in vierzehn Tagen, weil der nächste Donnerstag ein Feiertag ist. Sie ist aufgeregt, wie vorm allerersten Schultag, der ja auch noch nicht allzu lange zurückliegt, und kommt glücklich und ausgeglichen wieder nach Hause. Es war schön. Alle waren da, wenn auch verteilt auf zwei Gruppen.

Dass es derzeit regnet, stört niemanden, im Gegenteil. Vor allem die Kinder sind ausgelassen, um nicht zu sagen: überdreht, und ich bin froh, als M. sie irgendwann ins Auto lädt, um mit ihnen zu einem Termin zu fahren. Etwas erschöpft bleibe ich zurück – einmal durchatmen – und nutze die Zeit für eine ausgiebige Runde: an unserem Waldstück vorbei, auf dem hauptsächlich Holunder wuchert, dann weiter bergauf, in mehreren Schlaufen durch den Wald und anschließend zur Werra hinunter, ein Stück nach Thüringen hinein und auf dem ehemaligen Kolonnenweg wieder zurück. Der Waldboden schmatzt unter den Füßen, es trieft und tropft von den Bäumen. Ich werde nass, von den Schuhen bis zur Hüfte, das Gras ist an vielen Stellen hoch, denn die Wege sind Nutzwege, keine Spazierwege, die zu diesem Zweck gepflegt werden würden. Glücklich und ausgeglichen komme ich wieder nach Hause. Es war schön. Keiner war da. Ich habe das Alleinsein genossen.

Im Anschluss an den Termin ist der Rest der Familie noch zum Aquaristen des Vertrauens gefahren und mit zwei neuen Mitbewohnern zurückgekehrt. Dass just diese Fische ausgewählt wurden, haben sie vor allem ihrem Namen zu verdanken: die Platy Berliner gesellen sich zu den bereits vorhandenen Flossen- und Schalentieren und bekommen ebenfalls einen Taufnamen verpasst: Gustav (sprich: Justav) und Irma. Als eher passive Nutznießerin des Projekts verliere ich langsam den Überblick, doch bisher scheinen sich alle in der Unterwasser-WG zu vertragen, es herrscht Frieden und reges Treiben im Kasten.

Darüber hinaus scheint es erfolgreich gelungen zu sein, die chemikalischen und überhaupt äußeren Lebensbedingungen in dem begrenzten Raum so zu gestalten, dass keiner zu Schaden gekommen ist. Die Hygienebestimmungen werden eingehalten. Oder was gibt den Ausschlag? Die soziale Struktur? Die richtige Kombination ganz bestimmter ausgewählter (Fisch)Arten? Was genau ist so wichtig, wenn man ein friedliches Miteinander gewährleisten will? Gibt es die perfekte Versuchsanordnung?

Nächste Woche habe ich einen Friseurtermin, gerade noch rechtzeitig vorm Geburtstag. Allerdings fürchte ich mich ein bisschen vor den Bedingungen: Sich mit Mund-Nasenschutz die Haare waschen und schneiden lassen, in einem ohnehin schon eher stickigen Salon ... Bekommt man da überhaupt Luft, wird einem nicht möglicherweise schwindlig? Kann der Haarschnitt überhaupt durchgeführt werden?

Die neue Normalität ... Ich mag sie nicht, und freue mich über die Kolumne in der ZEIT: Herr Martenstein kann ihr ebenfalls nichts abgewinnen.

Überhaupt immer wieder festzustellen, gerade jetzt, wie sehr man doch am Alten hängt und um verlorene oder veränderte Rituale und Umgangsformen trauert. Auch wenn vieles dafür spricht, nach den Lockerungen nicht einfach zu Vor-Corona-Modalitäten zurückzukehren, sondern einige Dinge grundlegend zu verändern – hin zu flexibleren Lern- und Betreuungsmöglichkeiten, hin zu mehr Mut bei der Durchsetzung einschneidender Maßnahmen, gerade auch im Umwelt- und Klimaschutz, hin zu mehr Aufklärung und gesellschaftlichem Dialog, um Verschwörungstheoretikern und Spaltern von vorneherein das Wasser abzugraben – , soll doch bitte manches einfach nur ganz schnell wieder so werden wie früher.

Eine Tür zur Zukunft, ein Fenster zur Vergangenheit. Zirkulierende Luft. Bewegung in der Atmosphäre. Tür und Fenster stehen grundsätzlich offen. Nur wenn's zieht, muss eins von beiden kurz geschlossen werden, vielleicht aber auch nur angelehnt.

Wäre das möglicherweise ein Modell?

Rituale als Fixpunkte im Alltag: das tägliche Müsli zum Frühstück, dessen Zusammenstellung alle paar Jahre wechselt. Der immer ähnliche Ablauf, wenn es in den Urlaub geht: Die Abfahrt gegen ein Uhr nachts, das Frühstückspicknick schon in Dänemark. Beim Überqueren des Öresunds schallt die Titelmelodie der Krimireihe *Die Brücke* aus den Lautsprechern, drüben angekommen die schwedische Nationalhymne, die die Kinder längst auswendig können.

Diese Dinge bleiben sich im Grunde immer gleich; das genaue Ziel jedoch variiert.

So viel Offenheit und Flexibilität ist machbar. Manchmal auch mehr, manchmal weniger.

## **15.06.2020**

Es regnet. Schulen und Kindergärten haben teilweise wieder geöffnet, von Regelbetrieb kann jedoch noch keine Rede sein. Vom Dachboden, der nicht mehr mit einer Decke vom Wohnbereich abgetrennt ist, zieht es warm herein. Die Hitze der letzten Tage hat sich unter dem Dach gestaut und sucht sich nun, da es draußen abkühlt, einen Weg nach unten. Durch das Fenster, das immer noch ein Vorbeigehfenster ist, sieht man viel Grün. Die Bäume am Rittergut, die zwischen den Giebeln hervorschauen, sind dicht belaubt; der ehemals zu Lehm gestampfte Hühnerhof wurde vor zwei Monaten frisch eingesät und leuchtet jetzt mit frischem Gras herüber. Die jüngeren Töchter haben dort vorgestern Eier eingekauft, die vielleicht nicht bio sind, aber doch von glücklichen Hühnern, das sehen wir jeden Tag.

Früh um sieben ist der Sohn heute wieder zur Schule aufgebrochen, der Rest sitzt um den Küchentisch versammelt. Es ist Arbeitszeit. Links von mir werden Wörter mit Ä, ö und ü aufgeschrieben, rechts von mir auf einer digitalen Plattform Aufgaben



gelöst. Das Kind mir gegenüber muss mit selbstgemalten Aufgabenblättern versorgt werden. Irgendwo dazwischen nimmt die Übersetzung des nächsten Cold Case-Krimis Gestalt an. Mit der Konzentration ist es bei allen Beteiligten so eine Sache; ein Großraumbüro wäre sicherlich kein guter Ort für uns.

Um punkt neun schaltet sich die Aquariumbeleuchtung ein. Es gab ein wenig Schwund, ein Parasit hatte sich eingeknistert, im Kräuterbeet ist ein Fischgrab entstanden. Pietätvoll haben die Kinder es mit Gedenkstein und Blumenvase versehen.

Der zum Geburtstag angereiste Besuch ist noch am selben Tag wieder gefahren. Der Lange-Wochenend-Verkehr auf den Autobahnen hat fast schon wieder Vor-Corona-Niveau erreicht, sodass es sich empfiehlt, die Zeit nicht ganz auszureizen, sondern lieber an einem der Zwischentage zu fahren. Schwester und Schwager, Nichten und Neffen, meine Mutter ... Es ist immer noch nicht normal, wieder Besuch zu bekommen; es ist eine Annäherung, und man hofft, dass das Leben insgesamt allmählich in etwas ähnlich Selbstverständliches, Unbeschwertes übergehen kann, wie es das vor etwa fünf Monaten war.

Dass der Optimismus diesbezüglich manchmal größer ist, als was die Realität derzeit bieten kann, zeigt sich, als ich für den Juli eine Stuga in Schweden buche, am See und mit Boot, wie wir es kennen und lieben, irgendwo im Nirgendwo gelegen. Um dann kurz darauf festzustellen, dass ein Urlaub dort nicht möglich sein wird. Die Fallzahlen pro Einhunderttausend Einwohner sind in Schweden so hoch, dass wir auf dem Rückweg nicht über Dänemark fahren könnten, und uns im Anschluss zwei Wochen in häusliche Quarantäne begeben müssten. Die Aussage *alle europäischen Grenzen sind ab 15. Juni wieder offen* ist insofern relativ. Natürlich kann sich in einem Monat noch viel ändern, aber eben sowohl zum Guten als auch zum noch Schlechteren.

Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Buchung zu stornieren, das Fern-/Heimweh und die Sehnsucht auf bessere Zeiten zu vertagen.

Als ich mich gestern für die abendliche Runde rüste, stelle ich fest, dass die Sohlen der braunen Fettleiderstiefel, die ich im Januar bekommen habe, bereits reichlich abgelaufen sind. Es waren wohl einige Kilometer mehr in diesem Frühjahr. Der nicht systemrelevante, aber deshalb nicht weniger unverzichtbare Schuster, wird es hoffentlich richten.

Dann kann das Rundendrehen, Kreiseziehen, Heimischwerden, Neuerwandern, Kopf-/Gedankenlüften, Sätzespinnen weitergehen.

In drei Wochen beginnen hier die Sommerferien.

Wie es anschließend weitergeht, weiß niemand.

Es bleibt abzuwarten, zu hoffen und die Daumen zu drücken.

Und zu versuchen, aus allem das Beste zu machen.

## **Nachtrag (in einer lauen Sommernacht)**

Das Open-Flair Festival in Eschwege muss ausfallen, wie so viele Großveranstaltungen in diesem seltsamen Jahr. Was jedoch geht, was trotz allem möglich ist, was einfach gemacht wird: ein Privatkonzert im Garten, ein Laubenspiel. Dort tritt der Liedermacher Rüdiger Bierhorst auf, vierzig Gäste sind zugelassen, die Sitzplätze werden nach Paaren/Hausgemeinschaften vergeben, Getränke bringt jeder selber mit. Es gibt Zettel mit Pfeilen, die die Laufrichtung vorgeben, am Ende geht ein Hut rum. So einfach. Klare Regeln und ein wunderbarer, entspannter Abend. Wir genießen es, es ist einfach nur schön.

Die Kinder vergnügen sich derweil zu Hause bei Film und Knabbereien, anschließend legen sich alle in einem Zimmer schlafen. Diesmal wird das Lager (zur Abwechslung) bei der großen Tochter aufgebaut, also auf acht Quadratmetern, es wird gemütlich. Doch vorher, vor dem Abendprogramm, gibt es noch einmal große Aufregung, weil der Sohn in allerbesten Absicht den Fischfutterautomaten betätigt und dabei doppelt und dreifach übertrieben hat. Ein Fischfutterregen geht über der gerade erst genesenen Restbevölkerung des Aquariums nieder, es droht Verunreinigung des Wassers, große Krise. Durch teilweisen Wasserwechsel wird die Situation gerettet, dabei landet Rennschnecke Tiger im Ausguss des Spülbeckens und entgeht nur mit Glück einem schmachvollen Ende in der Völkershäuser Kanalisation. Der Sohn ist betroffen von den ungeahnten Konsequenzen seiner gutgemeinten Tat (nicht zuletzt wollte er wohl auch die Schwestern beeindrucken), und das alles kurz vor Konzertbeginn ... Schwierig, in so einer Situation aufzubrechen, und doch wohltuend, in die so ganz andere Atmosphäre eines Gartens einzutauchen, in dem das halbe Dorf versammelt ist, darunter viele Freunde, um ein spontan organisiertes Konzert zu genießen. Der Künstler beeindruckt durch Vielseitigkeit, die Stimmung ist gut, so etwas könnte es ruhig öfter geben.

Anfang Juli soll das örtliche Freibad öffnen, unter Auflagen, wie sich versteht. Wir werden es nutzen, wenn irgend möglich. Statt nach Schweden werden wir nach Frankreich fahren, in die Provence; ein Bergdorf auf neunhundertfünfzig Metern Höhe. Wenn es geht, wenn nicht doch noch etwas dazwischenkommt. Und nach den

Sommerferien, so heißt es, soll in Schulen und Kindergärten der Regelbetrieb wieder aufgenommen werden – es klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Wahrscheinlich muss einem das Gewohnte erst entzogen werden, damit man wieder zu schätzen weiß, was man daran hat. Übersetzen zu können, ohne dass um mich herum Mama-Muh-und-Krähe gespielt oder unter meinem Stuhl Lego-Häuser gebaut werden – ein Traum! Möge er in Erfüllung gehen.

Beseelt gehen wir nach dem Konzert nach Hause.

Sterne am Himmel, durchs Vorbeigefenster scheint der Mond. Die Kinder schlafen, unterm Schreibtisch der Großen, in ihrem Bett, darunter, und auf dem Fußboden davor.

So friedlich.

In einer lauen Sommernacht.

## Teil II: Dezember 2020 bis Mai 2021

**15.12.2020**

Es ist wieder so weit. Ab morgen bleiben Schulen und Kindergärten für vier Wochen oder bis auf Weiteres geschlossen. Deutschland fährt herunter, aus den Weihnachtsferien wird ein Winterschlaf für alle. Wir igeln uns ein – was bleibt uns anderes übrig – und hoffen, dass sich die Lage im neuen Jahr bald so entwickelt, dass wir uns wieder ausigeln können; bis dahin ist Ruhe.

Durch das Vorbeigehfenster im oberen Flur sieht man jetzt einen zweigeteilten Hühnerhof: Auf der einen Hälfte wächst noch Gras, auf der anderen nicht mehr. Die Giebel sind noch da, die Kastanien sind noch da (das Laub ist weg), die Werra ist noch da – irgendwo hinter dem Rittergut, wo der Spazierweg nach Thüringen beginnt. Corona ist leider auch noch da. Die Woldecke ist weg; wo sie war, führt eine Treppe zum teilgedämmten Dachboden hinauf: in ein mit hellem Holz verkleidetes Gästebad (es riecht nach Sauna) sowie einen Flur; von den noch unrenovierten Giebeln jeweils mit einer Holztür abgetrennt. Es ist sehr schön geworden. Und es zieht nicht mehr herein, weder kalt noch warm, die Wohntemperatur kann in etwa überall gehalten werden. Gute Voraussetzungen für die kommenden Monate.

Was meine Arbeit angeht, ist das wichtigste Projekt für dieses Jahr abgegeben, das neue Jahr bereits weitgehend durchgeplant. Ein weiterer Schulman-Roman steht an, ein Cold Case sowie der neue Krimi von Tove Alsterdal, auf den ich mich schon seit Monaten freue. Ein, zwei noch nicht festgezurte Ideen, für die ich mir Raum lassen will, ich möchte versuchen, mehr Herzensbücher zu machen und weniger solche, die vor allem dem Broterwerb dienen. Wie es aussieht, könnte das 2021 gelingen, wenn ... Ja, wenn der Ausnahmezustand nicht zu lange anhält, wenn kein Verlag kalte Füße bekommt, wenn hier niemand ernsthaft krank wird usw., eigentlich wie immer, immer gibt es dieses „Wenn“, nur ist es diesmal viel greifbarer als sonst.

Die Stimmung bei den Kindern ist, ähnlich wie zu Beginn des ersten Lockdowns, aufgekratzt bis euphorisch: Die drei Schultage, die vor den Weihnachtsferien noch mit Distanzunterricht verbracht werden sollen (man sagt jetzt nicht mehr *Homeschooling* sondern *Distanzunterricht*), hat die große Tochter mit detaillierten

Stundenplänen für alle vorstrukturiert. Allerdings bedauern sie natürlich zutiefst, dass es wieder Kontaktbeschränkungen gibt und vor allem: dass die große Familienfeier mit Großeltern, Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen in diesem Jahr nicht stattfinden wird. Gerade die jüngste Tochter hat von Corona so genug: Auf dem Hinweg zu einem der letzten Kindertage flucht sie wie ein Kesselflicker, sie benutzt Wörter, bei denen ich mich normalerweise wenigstens kurz räuspern würde; in dieser Situation aber kann ich ihren Frust gut verstehen und nicke nur verständnisvoll. Wieder träumt sie nachts schlecht und ist unruhig, und ihre Schlaflosigkeit vermengt sich mit meiner, sie potenzieren sich. Das Bett ein Floß – irgendwo habe ich das gelesen, es ist ein gutes Bild. Tagtäglich oder nachträglich wird unseres von blinden Passagieren geentert, Schiffbrüchigen der Nacht und der schlechten Träume. Und wer könnte sie abweisen, wer brächte es übers Herz zu sagen: Das Boot ist voll? Wenn es nötig ist, rücken wir zusammen, wie man das in Krisenzeiten macht, nicht nur zu Hause, sondern auch als Gesellschaft. Symbolisch. Wo kein Abstandsgebot gilt.

Und so wachen wir beide, die jüngste Tochter und ich, ich summe ihr ein Lied, das schwedelige wird verlangt, das wir letztes Jahr zu Weihnachten gesungen haben, *Nu tändas tusen juleljus*, ein Relikt aus Studententagen. Sie schläft ein, ich bleibe wach, irgendwann klingelt der Wecker.

Ein neuer Tag beginnt.

### **18.12.2020**

Heute war ich vormittags draußen, um meine Runde zu gehen. Man braucht in diesem Winter Licht, in diesem zweiten Lockdown noch viel mehr als im ersten. Die Nachrichten sind beklemmend, und so oft ich mir auch vornehme, mich dadurch nicht unterkriegen zu lassen, komme ich doch nicht daran vorbei: Die Pandemie rückt näher, man kennt inzwischen Menschen, die betroffen sind – nicht mehr nur von den wirtschaftlichen Folgen, sondern ganz konkret, von einer Infektion oder von Quarantänemaßnahmen. Auch liegen die Nerven überall blanker, sind die Leute noch dünnhäutiger geworden. Gingen viele im Frühjahr davon aus, dass der Sommer es schon richten werde, machte der Herbst allen einen Strich durch die Rechnung, vom Winter ganz zu schweigen.

Höhlenkompetenz sei jetzt gefragt, habe ich neulich in einem Artikel gelesen. Und auch wenn es mir ein bisschen peinlich ist, weil das Wort aus einer dieser gmx-Nachrichten stammt, die aufploppen, sobald man die Seite öffnet und die sich hauptsächlich durch reißerische Überschriften auszeichnen, gefällt mir das Wort, leuchtet mir der Gedanke ein, der dahintersteht: dass Menschen sich in Krisenzeiten schon immer in ihre Höhlen zurückgezogen haben/zurückziehen mussten; dass diese ihnen einerseits Schutz boten, andererseits aber auch immer die Gefahr von Einsamkeit bargen sowie der Zunahme von Ängsten und Depressionen. In dem Artikel heißt es weiter, ins Positive gewendet, könne in solchen Rückzugzeiten etwas Neues entstehen: Kunst, Weiterentwicklung der Gesellschaft, neue wissenschaftliche Erkenntnisse, Zukunftsperspektiven usw. Nichts Neues eigentlich, aber deshalb ja nicht weniger bedenkenswert. Höhlen (auch im übertragenen Sinne) könnten demnach zu Orten der Besinnung werden, an denen Menschen zu sich und auf Ideen kommen. Ich glaube, neben dem Höhleneffekt spielt aber auch das einschneidende Ereignis eine Rolle, das erst zu dem (selbstgewählten oder auferlegten) Rückzug führt. Etwas Unerwartetes, etwas Großes passiert, und man fühlt sich überfordert, es wühlt einen auf, man muss es irgendwie bewältigen oder zumindest auf handhabbare Bestandteile herunterbrechen, etwas *machen* aus den Emotionen, die es auslöst. Zumindest glaube ich, dass es daran liegt; dass ich plötzlich das Gefühl habe, tausend Wörter und Geschichten im Kopf zu haben, und es wäre nichts außer ein bisschen Ruhe nötig, um sie zu Papier zu bringen. Oder dass ich morgens mit Gedichtzeilen aufwache, die aufgeschrieben werden wollen (spätestens nach dem Frühstück sind sie schon wieder fort). Vielleicht liegt es aber auch an meiner Arbeit, bei der ich ständig intensiv mit Sprache umgehe. Vielleicht versucht das gerade, ein Ventil zu finden. Damit es nicht zu laut wird im Kopf: das Gesumme und Gebrumme, das Auf und Ab der Wörter und das unaufhörliche Satzgedrechsel.

In den nächsten Wochen und Monaten sind allerdings eher andere Aspekte der Höhlenkompetenz gefragt, als irgendwelche Schreibversuche: Geduld im familiären Miteinander, Toleranz, Nachsicht, Kompromissbereitschaft, Erfindungsreichtum in der Kinderbeschäftigung usw. Ich glaube, man wird sich austoben können. Ob Zeit für Schöpferisches bleibt, wird sich zeigen; wahrscheinlich ist schon viel gewonnen, wenn das Arbeitspensum erfüllt werden kann. Immerhin ist auch das ein kreatives.

**21.12.2020**

In der Fisch-WG gibt es wieder einen Neuzugang: Am Freitag ist ein Stachelwels dort eingezogen. Er sieht ein bisschen furchterregend aus, und da M. ihn quasi heimlich eingeschleust hat, erschrecken alle Kinder zunächst beim zufälligen Blick ins inzwischen eigentlich vertraute Aquarium. Er bekommt den Namen Jonny Mauser verpasst und ist im Grunde so etwas wie ein altes Pferd, das Glück hat und einen Platz auf einem Gnadenhof erhält: Das Aquarium auf der Psychiatrischen Station, in der M. arbeitet, wenn er nicht gerade unser Haus renoviert, soll zum Jahresende aufgelöst werden, Jonny Mauser brauchte also ein neues Zuhause. Zunächst wirkt er ziemlich verhaltensauffällig, schwimmt hektisch hin und her und saugt mit seinem komischen Maul alle Scheiben von oben bis unten ab. Immerhin lässt er die anderen Fische in Ruhe, und bereits am zweiten Tag sieht man ihn gar nicht mehr, weil er sich, ganz nach Stachelwelsart, im Kies und unter den Steinen vergraben hat. Vielleicht handelt es sich bei diesem Fisch um eine Art Höhlenexistenz – zum Zeitgeist würde es passen.

Für Heiligabend ist hier im Ort ein Freilichtgottesdienst im Innenhof des Ritterguts geplant. Mit Abstandsgebot, natürlich, Maskenpflicht und absolutem Singverbot. Wir werden wohl hingehen, schließlich ist es das Einzige, was bleibt. Die Weihnachtslieder später nachzuholen, dürfte zu Hause nicht schwerfallen. Schon seit Wochen spielt die große Tochter sie auf der Klarinette rauf und runter, von *Stille Nacht* über *O du Fröhliche* bis *Jingle Bells*. Noch besser zusammengefasst erscheint mir die derzeitige Stimmung im aktuellen Gitarren-Repertoire des Sohnes. Er spielt ebenfalls Weihnachtslieder – daneben aber auch *Mad world* von Tears for Fears (allerdings in der langsameren und noch traurigeren Version von Gary Jules, die oft im Radio läuft).

Was neben dem Gehen wirklich hilft, gegen Jahresendblues und Zerrissenheitsgefühle: Traurige Musik und Mayröcker-Gedichte. Letzteres hatte ich ganz vergessen; jetzt habe ich mir schnell ihr neues Buch bestellt.



**28.12.2020**

Es war ein beschauliches Fest. Kein Reisen, kein Besuchen, keine Familienfeiern. Auch der Freilichtgottesdienst im Rittergut wurde in letzter Minute abgesagt. Wir sind viel spazieren gegangen, zu zweit oder mit den Kindern; ich manchmal auch allein. Die Welt war für ein paar Tage weit weg.

Es hat etwas für sich, so aufs Wesentliche beschränkt zu sein. Und gleichzeitig fehlt es auf Dauer unendlich: die Weite, der Umgang mit anderen, der Austausch, die Unbeschwertheit, mit der man früher auch Menschen außerhalb des allerengsten Familienkreises nah sein konnte.

Es gab Geschenke unterm Baum. Vieles schon in der Vorausschau auf einen längeren Lockdown als nur bis zum 10. Januar besorgt: mehr Playmobil, als es sonst gegeben hätte, ein Tolino, um unabhängig von eventuellen Schließzeiten der Stadtbibliothek zu sein, Gesellschaftsspiele, und für die Mittelkinder Scooter, also Roller, mit denen man auch Stunts machen kann – die haben sie sich gewünscht. Für die jüngste Tochter außerdem einen Plüschhund, der die Ängste vertreiben soll; sie hat ihn Porsche genannt und schleppt ihn jetzt überall mit sich herum. Ohne uns oder ihre älteren Geschwister in einem Raum zu sein, funktioniert leider dennoch nicht; sie ist wieder ängstlicher geworden. Langeweile ist bisher immerhin noch nicht aufgekommen, dazu sind die Geschenke noch zu neu. Auch spielt Musik gerade eine große Rolle; weniger die eigenen Instrumente als das offiziell gerade von keinem gespielte Klavier, auf dem alle vier jetzt gerne improvisieren – mal freut man sich drüber, mal möchte man schreiend die Flucht ergreifen.

In den Nachrichten jagt ein Bild glücklicher Impflinge das nächste – man wundert sich, wieviel Aufhebens davon gemacht wird. Es soll wohl Zeichen der Hoffnung setzen, und sicherlich ist es auch schön und gut, dass endlich und viel früher als erwartet damit begonnen werden kann. Ich verstehe nur das mediale Ausschlachten nicht. Ob ich mich impfen lassen werde oder nicht? Wo ich mich in der Impfdebatte verorte? Ich glaube, ich sehe das pragmatisch: Wenn man mich fragen würde, würde ich das Angebot annehmen. Hauptsache, das Ganze endet bald, Hauptsache, die alte Normalität kann ein Stückweit wieder zurückkehren. Zumindest, was die Möglichkeit des Zusammenseins mit anderen Menschen angeht. Gott, wie sehne ich

mich nach nackten Gesichtern, Gesichtern, die man sehen, lesen, über deren Anblick man sich freuen kann! Und gleichzeitig die schwelende Besorgnis: Wie viele Mutationen des Virus es noch geben wird; dazu die wachsende Einsicht, dass sie endlos weitergehen könnten und nie – nie mehr – Normalität einkehren wird. Schrecklicher Gedanke.

Ich lese Mayröcker, stelle aber fest, dass ich mit ihren früheren Texten mehr anfangen konnte. In den neuen sind Andeutungen, die ich nicht verstehe, vieles ist mir zu experimentell, zu fern. Dennoch versuche ich weiter, einen Zugang zu finden. Es war doch früher ein Anker ... *Komm ich führe dich ich geleite dich ich nehme dich mit* ... Überhaupt Gedichte. Lange habe ich nicht mehr so viele gelesen, mich stattdessen lieber in Romane versenkt. Zufallsfunde sind es jetzt meist; Mascha Kaléko, zum Beispiel: *Jage die Ängste fort und die Angst vor den Ängsten* – was könnte einen mehr ansprechen, jetzt und immer, und gerade in Zeiten wie diesen?

## **29.12.2020**

Die bisherigen Versuche, ortsnah Schnee zu finden, der den Namen tatsächlich verdient, sind bisher leider kläglich gescheitert. Schneeflächen, die vom Tal aus recht ansehnlich wirkten, machten aus der Nähe betrachtet nicht mehr viel her, die Schneebälle, die die Kinder dennoch trotzig formten, waren kaum der Rede wert, und die Kufen des mitgebrachten Schlittens schürften vor allem über Asphalt oder Kies, altes Laub, wenn man ein bisschen Glück hatte. Vielleicht kommt er ja noch, der Schnee, vielleicht gibt es diesen Winter wieder welchen, auch wenn vieles dagegenspricht. Bis dahin zehren wir vom Vårvinter 2018 in Ådalen in der Nähe von Kramfors; unvergesslich die Schneemassen, der meterdick zugefrorene Fluss, die Langlauftouren durch Wald und Flur. Das Reisen – die Möglichkeit des Reisens – fehlt, wie so vieles andere. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass das Luxusprobleme sind; im Vergleich zu den echten Dramen dieser Welt sind sie weniger als Nichts. Dennoch: Es sind mein Blick, meine Sorgen, meine Trauer, mein Vermissen, die meinen Ausgangspunkt bilden.

Im Aquarium gab es erneut einen Todesfall, ich glaube aber nicht, dass Jonny Mauser etwas damit zu tun hatte. Es sei denn, er hat irgendwelche Mutationen aus seinem ehemaligen Heimatbecken eingeschleppt. Der Fisch lag morgens mit Schlagseite im Kies – ich hatte immer gedacht, wenn es aus ist, schwimmen sie kieloben, irgendwo an der Wasseroberfläche. Dieser nicht, dennoch war er sichtlich tot und wurde neben den anderen bestattet; ein halber Ziegelstein markiert die Stelle.

Ich glaube, ich habe ihn doch gefunden, den Zugang zu den neuen Mayröcker-Texten, die weniger Gedichte sind als Prosa oder eine Mischung aus beidem; sie selbst nennt es *Proem*. Manchmal hilft dranbleiben, also einlesen. Vielleicht ist es ja auch das, was gute Autoren und Autorinnen ausmacht: dass sie Stamm-Wortfelder haben, Bild- und Lautwelten, die man wiedererkennt, in denen man sich zurechtfinden kann und die einem im besten Fall ein Gefühl von Nachhausekommen geben. Das bedeutet nicht Stagnation oder das Reduzieren auf einmal Gesagtes, sondern dass es eine Mitte gibt, von der aus erweitert und immer wieder auch Neues gesagt werden kann, sodass der oder die Lesende überrascht wird. Ohne das wäre es auch wieder zu wenig.

### **31.12.2020**

Man würde gern etwas Kluges oder zumindest Versöhnliches sagen, zum Jahreswechsel 2020/21; dass auch 2020 sein Gutes hatte – denn das hatte es bestimmt: Gute Begegnungen, reale und virtuelle, wiederaufgefrischte Kontakte, Freude über die Entwicklung der Kinder, über ihre Neugier, ihr so-sein-wie-sie-sind, Bestätigung im Beruf; es gab Liebe, Erfüllung, Momente der Hoffnung, Reisen, Sonne, Regen, Zuversicht. Dennoch wirkt es mitunter abgedroschen und ein wenig verzweifelt, wenn neben warnenden und mahnenden Neujahrsansprachen immer wieder das Lob der Entschleunigung während der Lockdowns gesungen wird. Ja, es darf und soll gehofft werden, dass vor allem der erste zu einer Art Besinnung geführt und gezeigt hat, was an radikalen politischen Maßnahmen möglich ist, um eine krisenhafte Situation in den Griff zu bekommen – möge dies auch in Bezug auf den Klimawandel gelten. Dennoch bleibt ein schaler Beigeschmack. Es gab tatsächlich

weniger Termine, weniger Rennerei vom einen zum nächsten. Dafür hat sich jedoch das Tempo, in dem man (nicht nur innerfamiliär) auf neue Situationen und Richtlinien reagieren musste, stark erhöht. Wirkliche Entspannung kann eigentlich erst wieder eintreten, wenn die Nachrichten optimistischer werden, wenn es mehr Gewissheiten darüber gibt, wie es mit allem weitergeht, und dass es eine gute Richtung nimmt.

Statt also zu erinnern, was TROTZ ALLEM schön war, möchte ich mir vornehmen, was werden soll. (Wenn sich die befürchteten Mutationen des Virus zu COVID-20, 21, 22ff. *nicht* realisieren und tatsächlich alles wieder leichter und entspannter wird, überall wieder mehr Luft ist. Und Licht.)

Also:

Ich möchte einen Autor übersetzen, der hierzulande fast vergessen ist, aber wunderbare Bücher geschrieben hat: Eyvind Johnson. Es mag aus der Zeit gefallen wirken, aber wenn man genau liest, sind viele seiner Themen nach wie vor aktuell, wie eigentlich immer bei guter Literatur. Weil sie dem Wesen nach zeitlos ist, etwas über ihre eigene Zeit aussagt, ohne deshalb an sie gebunden zu sein. Lange habe ich gedacht, Kunst- und Kulturschaffende hätten eine Aufgabe, eine gesellschaftliche Verantwortung. Inzwischen klingt mir das nach zu viel Absicht, nach Zwang, das macht alles eher hölzern oder sogar kaputt. Vielleicht könnte man eher von einer Art *Funktion* sprechen (wenn es nicht so technisch klänge), von etwas, das ihre Werke einfach *machen* und *sind*, ohne dass es von den Schöpfern intendiert ist.

Ich möchte reisen. Ich möchte nach Schweden. Ich möchte in den Schnee und in die Sonne, an einen See. In eine Stadt, in ein Café und vielleicht auch in ein Antiquariat.

Ich möchte Zeiten finden, in denen ich ganz runterfahren kann, alles vergessen und nur in dem Moment, nur in der unmittelbaren Gegenwart der mir Nahestehenden sein und es genießen kann, ohne an das nächste *ich muss noch* zu denken.

Ich möchte Menschen wiedersehen, die ich lange nicht gesehen habe; weil es sich nicht ergeben hat, weil die Zeit nicht gereicht hat, weil sich Lebensumstände und -orte radikal verändert und wir uns aus den Augen verloren haben (aber nicht aus dem Sinn).

Ich möchte mit Freunden und Familie in großer Runde zusammensitzen, ohne schlechtes Gewissen, ohne das Gefühl, es könnte gesundheitliche Konsequenzen haben, könnte auch nur irgendeinem von uns schaden.

Ich möchte, dass das Sterben aufhört. Und die Angst. Und die Spaltung der Gesellschaft.

Ich möchte Frieden und eine versöhnte Welt.

Das alte Jahr endet bei uns, wie immer, mit *Dinner for one*, Raclette und Gesellschaftsspielen; das neue wird wohl, ebenfalls wie immer, mit frischgebackenen Brötchen und einem Neujahrsspaziergang beginnen.

Manches bleibt, obwohl alles andere ungewollt anders ist als sonst.

### **03.01.2021**

Seltsamer Schwebezustand, wahrscheinlich durch die Kontaktarmut bedingt. Dabei sind wir schon als Kern- eine Großfamilie. Nicht viele haben gerade den Luxus, ohne weiteres zu sechst zu sein. Ohne die Einbindung in größere Alltagszusammenhänge fühlt man sich dennoch irgendwie losgelöst und fern von allem, auch wie zwischen den Welten schwebend, manchmal fällt man wie in Zeitspalten und ist plötzlich woanders, vor allem in den ohnehin schon Zwischenzuständen wie kurz vor dem Aufwachen oder nach langem Gehen im Wald. Es erinnert mich an die Autofahrten früher, auf der Rückbank sitzend, Richtung Süden, Frankreich ... Manchmal genügte auch der Sonntagsausflug an den Niederrhein zu meinem Opa in der Nähe von Moers. Man war zusammen (auch damals zu sechst; die Familienanordnung war in etwa dieselbe), dennoch war man auch auf eine Weise allein, denn die Gespräche vom Anfang hörten irgendwann auf und jeder versank in seiner eigenen Welt (abgesehen von Streitigkeiten um Dinge/Süßigkeiten oder das unvermeidliche *Wann sind wir endlich da*).

M. arbeitet gerade viel, manchmal knubbeln sich die Dienste, dann hat er wieder länger frei; heute wird er geimpft. Eigentlich erstaunlich, dass bei der aktuell heftigen Diskussion über Impfreihenfolge und -geschwindigkeit relativ coronafernes Klinikpersonal wie er schon so früh in den Genuss einer Schutzimpfung kommt – das mit dem Schutz ist zwar nicht sicher, aber der gute Wille ist da.

Ich versuche ebenfalls zu arbeiten, hier und da ein Stündchen abzuzwacken, im Grunde geht's, die Kinder beschäftigen sich weitgehend selbst oder miteinander. Sie sind viel draußen, ich werde oft darauf angesprochen; dass sie so umtriebig und

einfallreich unterwegs sind, meist auch freundlich. (Grüßen usw., eine wichtige Sache, auch und gerade in einem Dorf.) Finde ja selbst meist, dass sie recht gut geraten sind, von diesem und jenem kleinen Ärger abgesehen. Vor allem über die Jüngste staune ich immer wieder – wohl, weil sie die Jüngste ist, und die Prognose vor der Geburt nicht die beste war. Vier Jahre ist aber auch ein tolles Alter, sie entdeckt gerade so viel und teilt sich uns darüber in ihren eigenen Worten mit. Ihren Namen kann sie seit beinahe einem Jahr selber schreiben (ich mag besonders ihr konsequent verkehrtherummes D). Sie kennt also seit etwa einem Jahr die Reihenfolge ihrer Buchstaben, hat aber erst gestern begriffen, welche Laute dazugehören, *warum* sie ihren Namen bilden; es wirkte wie ein großes Aha-Erlebnis. Wenn sie malt, ist sie (noch) ganz bei sich und völlig frei, auch beim Bauen mit Holzbausteinen ist das so. Immer wieder staunen wir über die Statik ihrer Türme – sie probiert es einfach aus, und es hält; seltsame Konstruktionen, auf die wir nie im Leben gekommen wären und die ihre eigene Ästhetik haben. Ich weiß inzwischen, dass das abnimmt, dass mit fünf, sechs Jahren aus dem freien Malen ein Zeichnen wird und ein Unglücklichsein, wenn es nicht genauso aussieht wie *in echt*; auch das Bauen wird anders. (Zumindest war es bei den drei Größeren so.) Es gehört wohl dazu, dennoch ist ein Bedauern dabei, wenn man diesen Prozess von außen beobachtet.

Heute schneit es endlich wirklich, auch im Tal, allerdings ist der Regenanteil pro Flocke noch groß. In die ausgewiesenen Schneegebiete wollen wir nicht fahren, sie sollen sehr überlaufen sein; auch hätten wir es heute vor M.s Spätdienst nicht geschafft. Aber Freunde haben uns mitgenommen, nur wenige hundert Höhenmeter, auf den Kolonnenweg oberhalb vom Mariengut. Dort lag Schnee, und hätte es Fernsicht gegeben, wäre der Blick gigantisch gewesen, selbst grau in grauweiß war er beeindruckend.

Wenn das Wetter in den nächsten Tagen so bleibt, will ich noch einmal und mit den Kindern hochfahren.

Vielleicht klappt es dann mit dem Schlittenfahren.

## 05.01.2021

Es gab Schnee-Schnee zum Schlittenfahren und Schneemännerbauen auf dem Sportplatz, bzw. auf der Kuhweide bei unserer Obstwiese oben im Wald. Den ganzen Vormittag haben die Kinder gestern dort verbracht und sind angeblich gerodelt – gesehen habe ich es nicht, aber es wurde mir glaubhaft berichtet; entsprechend nass waren jedenfalls Schneehosen und -jacken, Schuhe, Handschuhe, Mützen und Schals. Heute ist von der weißen Pracht nicht mehr viel übrig. Es bietet sich ein seltsames Landschaftsbild: unten braungrün, oben noch weiß; kein Bodenfrost, dafür Zweigeis, Wipfelkühle – die Bäume sind noch schneebedeckt. Die Berge auf der anderen Seite der Werra sehen aus wie gestrandete Wale, schräg zur Fahrbahn in Parkbuchten geparkt, als warteten sie auf bessere Zeiten. Ihre Rücken sind weißüberstäubt, und jetzt frage ich mich:

Haben Wale eigentlich Schuppen?

Und werden diese im Alter weiß?

## 08.01.2021

Bevor es am Montag wieder mit *Distanzunterricht* und dem Ernst des Lebens losgeht, veranstalten wir noch einmal eine Art Kindertag, mit allem, was es selten gibt und was gerade deshalb besonders ist: zusammen Schlittenfahren (ja, die Schneefallgrenze ist wieder gesunken; ein eigenes Schauspiel, wie das Weiß die Berge um uns herum rauf- und runterklettert), in der Dorfschenke Pommes holen (sie haben – natürlich – coronabedingt geschlossen, bieten aber Liefer- und Abholservice an, und man möchte doch, dass es sie nach der Krise immer noch gibt) und gemütlichem Abend, also Filmanschauen mit Chips & Limo sowie Süßigkeiten.

Erstaunlich, wie glücklich so ein bisschen Schnee machen kann. Jeweils zu zweit fahren die Kinder immer wieder einen der Hänge direkt am Parkplatz hinunter (ja, es ist so eine Komfort-Rodelstelle; nicht einsam-schön-abgelegen, sondern direkt an einer Durchfahrtstraße; aber die Abfahrt ist super), während M. und ich eine Runde durch den (tatsächlich knarrenden) Schnee gehen, übers Feld und am Wald entlang. Zum Abschluss fahre auch ich zweimal mit – es ist schön, kurzzeitig zum Rodel-Rudel dazuzugehören. Und auch das ist schön: zu sehen, wie wenig genügt, um den Kindern das Gefühl von Luxus und einem erlebnisreich verbrachten Tag zu

vermitteln; gerade in diesen freudekargen Tagen.

Ansonsten versuche ich (wie wahrscheinlich so viele) zu begreifen, was da gerade mit uns und der Welt geschieht, und irgendwie damit umzugehen. Vor allem wenn es über das Private hinausgeht, ist da oft ein Gefühl von Ohnmacht und einfach Traurigkeit darüber, dass vieles so ist, wie es ist. Die Ereignisse nach der Abwahl Trumps in Amerika und zuletzt die Eskalation mit der Erstürmung des Kapitols durch seine Anhänger wirken wie ein unfassbarer gesellschaftlicher und zivilisatorischer Rückschritt in etwas Barbarisches, das man derzeit leider für keine Gesellschaft ausschließen kann, es scheint überall möglich zu sein. Dazu die einfach nicht sinkenden Infektionszahlen, die einen nicht kaltlassen können. Natürlich weiß ich, dass man aufpassen muss, nicht vor alles den Negativfilter zu schalten. Es ist großartig, dass es jetzt Impfstoffe gibt, und ebenso großartig ist es, dass Trump abgewählt wurde, und dass es überall Menschen gibt, die mit den negativen Entwicklungen nicht konformgehen, die sich gegen Querdenker und politischen Wahnsinn zur Wehr setzen – demgegenüber ist man ja auch tatsächlich nicht machtlos, selbst wenn man das manchmal vergisst. Am Guten festzuhalten und sich nicht irremachen zu lassen, mit *Langmut* – ein etwas angestaubtes und altmodisches Wort. Dennoch scheint es gerade passend. Laut Duden eigentlich nur ein Synonym für Beharrlichkeit/Geduld, semantisch betrachtet aber doch viel mehr. Langanhaltender Mut, Dauerzuversicht – man könnte es mal damit probieren.

## **09.01.2021**

Manche Dinge aus dem ersten Lockdown wiederholen sich. Ein Déjà-vu: das nach oben hin offene Dach. Wobei diesmal nicht die Konstruktion erneuert, sondern lediglich ein Dachflächenfenster eingebaut wird. Es wird allerdings ein wenig knapp: M. hat einen Tag dafür veranschlagt, jetzt wird es bereits dunkel, und ganz fertig ist er noch nicht ... Der Sohn hat zwischendurch mitgeholfen, es ist sein Giebel, der da in Arbeit ist; der Tochtergiebel ist erst später dran. Mit der Post kommen Schrauben, die fachmännisch begutachtet werden, es sind die guten, die Spax-Schrauben, mehrere Kilo, möchte ich behaupten. Der Akku-Schrauber, den der Sohn zu Weihnachten bekommen hat, wurde bereits vor ein paar Tagen eingeweiht; es ist sein zweiter oder dritter, ich habe ein wenig den Überblick verloren. Schon immer hat er sich über Werkzeug mehr gefreut als über Spielzeug; die einzige Ausnahme



bilden Bälle, und auch da habe ich den Überblick verloren. Gefühlt bevölkern mindestens neun Fußbälle unterschiedlichen Materials und in unterschiedlichen Stadien des Verfalls unseren Garten (Leder, Plastik, große, mittlere, kleine, ramponierte und nagelneue), außerdem besitzt er einen Basketball und einen Volleyball. Man nennt es wohl Leidenschaft, und ich staune, wie früh man doch geprägt ist und wie sehr bestimmte Dinge sich durchziehen: Der Sohn hat bereits gekickt, bevor er laufen konnte.

PS: Das Dach ist übrigens wieder geschlossen, kein Schnee kann mehr rein und auch kein Regen. Entstanden ist ein heller neuer Raum. Später am Abend gibt es post-silvesterliches Restkäseraclette – auch *Siedler* wird noch mal gespielt, und damit klingen die Weihnachtsferien aus.

## **12.01.2021**

Da sitzen sie wieder, ab morgens um acht, jeder an seinem Platz: Die Große am Schreibtisch in ihrem Zimmer, der Sohn am Laptop mir gegenüber in der Küche, die Mitteltochter links, die jüngste Tochter rechts von mir. M. hat Frühdienst im Krankenhaus. Mal läuft das Arbeiten wie von selbst, dann wieder hakt es: Die Technik funktioniert nicht, die Fragen sind zu umständlich formuliert, es ist unklar, in welchem Format welche Dateien hochgeladen werden sollen, Stifte müssen gespitzt und das Wasserfarbwasser gewechselt werden. Immerhin: Seit er seine Aufgaben digital gestellt bekommt, ist die Motivation des Sohnes deutlich gestiegen. Die gerade recht zahnlose Mitteltochter (ihr Milchgebiss lichtet sich, und die neuen Zähne sind noch nicht durch) arbeitet auch plötzlich wie am Schnürchen – nur das Lesen fällt ihr nach wie vor schwer. (Seltsame Verhältnisse: Die Hälfte ihrer bisherigen Schulzeit hat sie ohne Schulbesuch verbracht; sie kennt das Lernen am Küchentisch besser als das im Klassenverband.)

Alles läuft soweit gut, wir können nicht klagen, schon nach kürzester Zeit haben wir in die Routinen vom Frühjahr zurückgefunden. Dass wir damals bereits Strukturen angelegt haben, zahlt sich jetzt aus. Nur um die Jüngste Sorge ich mich ein wenig. Sie vermisst ihren eben erst wiedergewonnenen Alltag vom Sommer und Herbst. Auch kann sie Zeiträume noch viel weniger überblicken als die anderen; selbst uns fällt es

ja schwer, mit dem auf unbestimmte Zeit Befristeten umzugehen. (Zumal wenn sich das Gefühl einschleicht, es sei gar nicht befristet, sondern dauerhaft.)

Ein neuer Impfstoff wurde zugelassen oder steht kurz davor, überall wird immunisiert; gleichzeitig scheint das Virus sich anhand von Mutationen mächtig ins Zeug zu legen, um schneller zu sein, als das Impfen stattfinden kann. Klimagipfel und andere Spitzentreffen von Politikern finden, wie der Schulunterricht und Kulturveranstaltungen, digital statt, große Sportevents nach wie vor live; beim Abklatschen nach dem Spiel scheinen die AHA-Regeln für diesen Teil der Menschheit nicht zu gelten. Verstehen muss man das nicht, sich darüber aufzuregen, lohnt sich aber auch nicht.

Manchmal ist die Perspektive die eines Drachen: Man fliegt hoch, spannt die Flügel weit, spuckt Feuer und versucht gleichzeitig mit Superkräften zusammenzuhalten, was einem zum Zusammenhalten gegeben ist (den Alltag, die Arbeit, die Kinder, die Träume, die Hoffnungen – solche Dinge). Dann wieder ist die Perspektive eher die einer Ameise: Man versucht denselben Aufgaben gerecht zu werden, aber ohne den Überblick, ohne den Höhenrausch, einfach, indem man eins nach dem anderen so gut man kann und nach Kräften erledigt (immerhin können Ameisen das Vielfache ihres Eigengewichts tragen). Ist es das, was in anderen Zusammenhängen als *Mühen der Ebene*, vulgo: *Durststrecke* bezeichnet wird? Und wo sich – wenn alles gut läuft – die wahren Superkräfte zeigen?

Ich lese *Elbwärts* von Thilo Krause, einen Roman zum Eintauchen. Es herrscht eine flirrende Atmosphäre. Der Protagonist kehrt nach vielen Jahren mit Frau und Kind in die Sächsische Schweiz zurück, wo er aufgewachsen ist. Auf der Suche nach der richtigen Landschaft, dem richtigen Himmel, sind sie hier gelandet, in ihrem Herkunftsland. Das Glück will sich dennoch nicht einstellen. Der Erzähler wird mit seiner Vergangenheit konfrontiert, das Vertraute ist fremd geworden, der Ort begegnet der Familie mit Misstrauen. Beim Lesen wird man unwillkürlich in diesen Schwebezustand hineingezogen, wenn man eigentlich dort angekommen ist, wo man hinwollte, und dennoch nicht zur Ruhe kommt. Alles scheint vorläufig, flüchtig, nichts

ist gewiss, schon gar nicht, ob das, was man sich aufgebaut oder vorgenommen hat, hält, ob es vor dem Leben Bestand hat.

Ich lese nicht viel, nur vor dem Schlafen ein paar Seiten. Aber ich freue mich darauf.

### **17.01.2021**

Im Laufe der Jahre habe ich mir eine gewisse Ofenkompetenz erarbeitet, auf die ich als Zentralheizungskind direkt ein wenig stolz bin. Winters bullerte und knackte es erst in der Küchenhexe im Herzberger Haus, jetzt im Holzofen des Völkershäuser Gehäuses. Dass der Sohn sich um die Holzbeschaffung kümmert (und notfalls auch M.) ist mir lieb; das Feuer zu hüten und dafür zu sorgen, dass in der Küche als Zentrum des Hauses eine gute Atmosphäre herrscht, sehe ich inzwischen jedoch als meine Aufgabe an. Funkt mir jemand dazwischen, werde ich ungehalten. Die größte Herausforderung besteht eigentlich darin, dafür zu sorgen, dass es nicht zu heiß wird – was gar nicht so leicht ist. Inzwischen bin ich, nach zunächst ordentlichem Einheizen, zu einer Ein-Scheit-Strategie übergegangen: Erst kurz vorm Verglühen des einen wird das nächste Scheit nachgelegt, im Notfall die Drosselklappe justiert. Mit etwas Glück lässt sich so eine recht angenehme Raumtemperatur halten. Beginnt die Wäsche auf dem Ständer davor dennoch zu dampfen, muss dieser weiter weggerückt oder das Fenster kurz geöffnet werden, bis alles wieder im Gleichgewicht ist. Das geschieht dann nebenbei, wie gerade so vieles, was parallel getan werden will, und es geht eigentlich auch ganz gut, wenn man Routinen entwickelt, den Tag mit durchgängigen (changierenden) Mustern überzieht, denen man einfach nur noch zu folgen braucht, die in Fleisch und Blut übergehen; ein Handeln eher aus dem Körper heraus als vom Kopf gesteuert, was gerade bei großer Müdigkeit von Vorteil sein kann, oder bei Gedankenabwesenheiten.

Unterdessen schwimmen dem Protagonisten in *Elwärts* gerade alle Felle davon. Er hat in seiner Kindheit große Schuld auf sich geladen, indem er seinen besten Freund mehrfach in Lebensgefahr gebracht hat. So zumindest wurde es von der Gesellschaft, in der er aufwuchs, gesehen und ihm widergespiegelt. Dass er zurückgekehrt ist, mit Frau und Kind, hat vor allem auch damit zu tun. Sein Schweigen darüber, und dass er so haltlos in seinen Erinnerungen verschwindet,

wird ihm jetzt allerdings zum Verhängnis, seine Beziehung droht daran zu zerbrechen. Auf der Suche nach dem guten Ort ist er seiner Frau voraus-, im Grunde aber vor allem seiner Vergangenheit hinterhergeeilt, hat die Frau lediglich hinter sich hergezogen, einen Arm nach hinten ausgestreckt. (...) *unsere Finger berührten sich noch, aber es ist nicht einfach, auf diese Weise vorwärtszukommen. Der andere bleibt gänzliche unsichtbar. Der andere ist ein williger Schatten.* Ein gutes Bild. Insgesamt ist der Roman eine starke Auseinandersetzung mit dem, was *war* und was hineinreicht in das, was *ist*, denn ein Leben geht ja immer weiter, es gibt keine plötzliche Grenze. Erstaunlich ist, wie passiv der Protagonist und Ich-Erzähler bei alledem erscheint, obwohl es doch so sehr in ihm arbeitet. Es wirkt ein bisschen wie die Stille vor dem Schrei, oder das Anwachsen von irgendetwas, das vielleicht in Handeln, in irgendeine Form von Aktion münden wird. Zumindest wünscht man es dem Protagonisten – dass er das Heft wieder in die Hand nehmen, dass er zupacken und geradebiegen, irgendwie heil werden kann. (Dafür hätte er noch etwa ein Drittel des Buches; man darf also hoffen – oder muss man bangen?)

M. und ich haben heute Petersilienhochzeit – ganz vergessen, dass es so etwas gibt. Und noch weniger daran gedacht, dass es bei uns schon so weit sein könnte, dass die Hälfte der Strecke bis zur Silberhochzeit bereits hinter uns liegt. Die Kinder haben uns daran erinnert und ein Sonntagsfrühstück vorbereitet. Anschließend sind wir in den Schnee, auf den Hohen Meißner gefahren. Anders als in anderen Wintersportgebieten, die von vorneherein und grundsätzlich gesperrt sind, geht es hier nach Parkplatzkapazität; glücklicherweise sind wir früh genug dran. Dennoch ein Déjà-vu aus dem Frühjahr, aus dem ersten Lockdown, als wir Ende Mai in derselben Gegend unterwegs waren und sich um Mittag herum alle Wege schlagartig füllten. Von stiller Waldeinsamkeit keine Spur; der Rodelhang ist voller Menschen – nicht so, dass es bedenklich wäre, nur beschaulich ist es eben nicht.

Abseits der Loipen und ausgetretenen Wege, auf den mit Absperrband versehenen Pfaden, konnte man dennoch einen Blick auf sie erhaschen: auf die Schneestille, den unberührten Winterwald.

## **Warten (vielleicht auf Godot)**

Im Schornstein sitzt ein Uhu  
und schaut zu

wie die Zeit vergeht, horcht  
auf das Ticken und Schlagen  
auf das Rieseln des Sandes, leis.

Er ist schwarz, doch

noch vor kurzem  
war er weiß.

(20.01.2021)

**21.01.2021**

Gestern ist ein neuer Präsident ins Weiße Haus eingezogen, es gab keine Ausschreitungen, alles ist friedlich geblieben. Die Welt jubelt, unsere Kinder jubeln auch; man merkt, wie gut es allen tut, wenn irgendwo ein Knoten platzt, der Stillstand und das Warten aufhört und sich etwas in eine gute oder zumindest bessere Richtung bewegt.

Ich habe schon die ganze Woche Vormittagsarbeitszeit, was eine große Erleichterung darstellt; im Vergleich zur Woche davor sind es geradezu luxuriöse Bedingungen. Von morgens um sechs bis halb acht habe ich die Küche ganz für mich und kann ungestört arbeiten. Anschließend ziehe ich an meinen Schreibtisch um, wo ich mit gelegentlichen Unterbrechungen rechnen muss (der Weg zu mir ist irgendwie immer kürzer als der zu M., egal wo im Haus ich mich gerade befinde). Dennoch ist es ein deutlich konzentrierteres Arbeiten als gemeinsam am Küchentisch. Und das ist auch nötig, denn das aktuelle Projekt erfordert ein noch intensiveres Immer-wieder-Nachschiessen und Synonyme-Suchen und Genau-Sein als andere Texte; es ist kein routiniertes, glattes Buch.

Ein glattes Buch ist auch *Elbwärts* bis zum Schluss nicht gewesen. Am Ende kommt das Hochwasser und spült Frau und Tochter sowie den Kindheitsgefährten wieder zum Erzähler zurück, und auch der tschechische Busfahrer, mit dem er sich im Lauf der Wochen angefreundet hat, strandet gemeinsam mit seiner Frau im hochgelegenen Haus der Familie. Alles andere aber reißt die Flut fort: unten in der Stadt die materiellen Dinge, oben auf dem Berg die Zukunftsträume der Familie für ein Leben im eigenen Haus. Gegen die Vorurteile der Alteingesessenen, gegen ihre Fremdenfeindlichkeit und gegen die bedrückende Atmosphäre, die die Nazi-Camps in der eigentlich so idyllischen Landschaft schaffen, kommen sie nicht an. Zwar befreien der Erzähler und seine Freunde die Felsen noch von Graffiti und die Gegend vom Müll, doch anschließend suchen sie das Weite, es wirkt beinahe wie eine Flucht. Immerhin sind sie alle zusammen.

Ich mochte den schwebenden Ton des Romans und die eigenartige Spannung zwischen der Passivität des Erzählers und dem Drängen nach einer Lösung alter und neuer Konflikte, das oft wie von außen an ihn herangetragen wirkte. Manches blieb

mir allerdings zu vage, schien mir nicht auserzählt, irgendwie unfertig. Davon unbenommen war es neben einem ästhetischen auch ein berührendes Leseerlebnis, weil grundlegende Fragen aufgeworfen werden, ohne den Anspruch, sie beantworten zu wollen. Etwa die Frage nach der Heimat: Ob es einen Ort gibt, wo man *hingehört*, ob dieser identisch ist mit dem Ort, wo man herkommt und also da liegt, wo man seine ursprünglichen Wurzeln hat, oder ob eine Rückkehr gar nicht möglich ist, weil auch Orte sich verändern, genau wie man selbst. Dann die Frage nach dem Glück (auch diese nicht explizit genannt, aber im Grunde läuft es darauf hinaus). Die einen vermuten es in der Zukunft und jagen ihm nach, die anderen vermuten es in der Vergangenheit und streben zurück, weil sie glauben, nur glücklich werden zu können, wenn sie dort Unabgeschlossenes, vorzeitig Abgerissenes zu einem Ende führen, den Kreis schließen (vielleicht aber auch den Faden wiederaufnehmen) können. In beiden Fällen tut man dem, was man bereits aufgebaut und erreicht hat sowie den Menschen, mit denen man es teilt, Unrecht. Dennoch bleibt ja die Sehnsucht – und ist es nicht gerade das Unerfüllte, was einen am Leben und Träumen hält? Solange man nur übers Träumen das Leben nicht vergisst ...

Über den Tag häufen sich bei allen Beteiligten hier zu Hause erste Anzeichen eines Stubenkollers – trotz des Gartens, trotz der vielen Landschaft um uns herum, die immerhin Abwechslung und Auslauf bietet. Den Kindern fehlen die Freunde. Absolut rührend daher die Bemühungen der Großen: Den ganzen Tag über hat sie sich heimlich ein detailliertes Programm überlegt und die anderen dazu angestachelt, vorzuarbeiten, um morgen weitgehend freizuhaben und zu viert einen gemeinsamen Tag voller Überraschungen verbringen zu können. (Ich glaube, es wird physikalische Experimente sowie Bastel- und Sportangebote geben, Geschenke und am Abend einen Film – oder Disco – das steht, laut Plan, noch nicht ganz fest ...)

Ich freue mich – und bin wieder einmal dankbar, dass sie sich derzeit so gut verstehen und in gewisser Weise auch Verantwortung füreinander übernehmen. Dass sie sich in dieser angespannten Situation nicht nur streiten und piesacken (was ja auch durchaus vorkommt), sondern sich immer wieder Dinge überlegen, damit es allen gutgeht.

Möge es anhalten, so lange wie möglich.

**27.01.2021**

Durchs Küchenfenster kann man über dem Hühnergehege, zwischen den Giebeln und laublosen Bäumen, ein Stück Werra sowie ein Stück Landschaft erkennen und darüber den Himmel. Ist er bei Sonnenaufgang so flammend rot und gelb wie heute, würde ich gern mit den Freunden tauschen, die unmittelbar am Flussufer wohnen und bei diesem Naturspektakel regelmäßig in der ersten Reihe sitzen. Da ich zumindest in der seltsamen Situation bin, eigentlich wahnsinnig viel zu tun zu haben, aber nicht loslegen zu können, weil die Rückmeldung des Autors auf meine Fragen noch nicht da ist und auch die angeforderten Arbeitsexemplare für die anstehenden drei Bücher nach wie vor auf sich warten lassen, nutze ich die Gelegenheit, ohne schlechtes Gewissen rausgehen und mir das Ganze aus der Nähe anschauen zu können. Ich mag es, wenn es draußen so klar und kalt ist; vielleicht bin ich ja doch ein Wintermensch, Junigeburtstag hin oder her.

Dass die Kinder unterschiedliche Lerntypen sind, war mir auch vor dem Lockdown bewusst; beim gemeinsamen Arbeiten am Küchentisch wird es jedoch noch viel deutlicher sichtbar. Während die Große strukturiert und bestens organisiert ist, stürzt über dem Sohn regelmäßig alles zusammen; dass so viele Aufgaben gleichzeitig auf dem Bildschirm aufploppen, lässt ihn an der schiereren Masse verzweifeln, er kommt gar nicht dazu, alles zu ordnen, sich einen Überblick zu verschaffen und dann eins nach dem anderen zu erledigen. Vor lauter Verzweiflung vergisst er das Arbeiten und lässt sich zudem von allem Möglichen ablenken. Er braucht also immer wieder unsere Hilfe, im Grunde muss man ihm permanent die Hand halten. Ganz anders wieder die Mitteltochter, die sich im Frühjahr noch manchmal schwergetan hatte. Jetzt hat sie einen Stapel Papier und Hefte sowie einen Plan, auf dem steht, was an welchem Tag zu tun ist. Das ist ihr Rahmen, in dem sie sich bewegen und inzwischen auch flexibel agieren kann, innerhalb dessen sie, je nach Laune, vorarbeitet, um am nächsten Tag weniger oder sogar ganz frei zu haben; das macht sie inzwischen ziemlich souverän.

Unklar ist, wie lange dieser Zustand noch anhalten, wie lange es bei dieser Form des „Unterrichts“ bleiben wird. Man hört immer wieder kritische Stimmen, von Kinderpsychologen und Bildungsexperten. Doch bisher wird alles dem Gesundheitsschutz untergeordnet, und vielleicht ist das auch richtig so. Vieles



kommt dabei aber zum Verzweifeln zu kurz. Was Schule bietet, können wir nicht bieten, schon gar nicht nebenher. Dass es dafür derzeit keine Lösung gibt, kein Konzept, mit dem alle gut leben könnten, und dass sich daran auf absehbare Zeit nichts ändern wird, macht unglaublich müde. Gegen diese Müdigkeit kämpfe ich an. Mit Guten Projekten und dem Austausch darüber. Mit allem, was ich habe und bin.

Ich mag den Winter – den richtigen, guten. Ich mag es, wenn der Schnee alles langsamer und freundlicher macht und diese besondere Stimmung verbreitet. Wenn es klar und kalt ist und das Licht intensiv und strahlend, oder auch gedämpft, wie kurz vorm Schlafen. Was ich nicht mag, ist die Starre, wenn sich nichts mehr bewegt. Nicht in den Köpfen, nicht in den Maßnahmen, nicht zum Besseren.

## **01.02.2021**

Geht man dieser Tage an der Werra entlang, befindet man sich nahezu auf gleicher Höhe mit dem Wasser; von der Uferböschung ist nicht mehr viel zu sehen. Baumstämme treiben vorüber, Äste, ein paar Enten, die (vielleicht) das ungewohnte Tempo genießen – vielleicht auch nicht, was weiß ich von Enten. Es hat viel geregnet, vor allem aber ist der Schnee in den höher gelegenen Gegenden getaut. Noch reicht das Bett aus, aber so reißend habe ich den Fluss schon lange nicht mehr erlebt. Immer wieder werden wir von Alteingesessenen gewarnt, die Kinder nicht zu nah am Wasser spielen zu lassen; es sei schon vorgekommen, dass ... Man möchte den Gedanken nicht zu Ende denken, und ich sehe ein, dass ein Platz in der ersten Reihe bei Sonnenaufgängen über dem Fluss auch seinen Nachteil haben kann.

Neben dem Leben hier, der Familie, den Kindern, gab es in den letzten Tagen drei weitere Welten, in denen ich mich regelmäßig bewegt habe – so geht es manchmal, wenn mehrere Projekte in unterschiedlichen Stadien nebeneinanderherlaufen. Ich bin an einem schwedischen See gewesen und in einer Umspannstation mitten im Wald. Ich bin mit dem Zug von Luleå nach Boden gefahren und habe dabei Wörter wie *décauillespår* – Feldbahngleis – gelernt (immer wieder die Freude über besondere Lautfolgen; manchmal im Schwedischen noch mehr als im Deutschen). Und ich war (auf Norwegisch) in Raivola und St. Petersburg, wo ich Edith Södergran als jungem Mädchen begegnet bin. Es sage noch einer, man könne derzeit nicht reisen ... Ich

bin anschließend so erfüllt von all den Bildern und Eindrücken, dass es mir vorkommt, als wäre ich tatsächlich weit herumgekommen und hätte nicht nur gelesen.

Im wirklichen Leben sind, pandemiebedingt, die Reisebeschränkungen noch einmal verschärft worden. Zum Ausgleich wird allenthalben das Lob des Spazierengehens gesungen. Bereits im ersten Lockdown füllten sich die Wege selbst hier ums Dorf herum merklich; jetzt kehre ich manchmal auf meinen Gängen sogar um und schlage eine andere Richtung ein, weil ich sonst jemanden überholen müsste. Ich brauche ein bestimmtes (mein eigenes) Tempo, sonst nutzt mir das Gehen nichts. War es bis vor Kurzem noch die Regel, dass man einen Hund oder wenigstens einen Kinderwagen dabei haben musste, um als Alleingänger nicht aufzufallen, wird man inzwischen sehr viel weniger als Exot angesehen. Spazieren scheint eine Art Breitensport geworden zu sein. Neulich kam im Radio ein Promenadologe zu Wort, sogar als Studienfach gibt es die Spaziergangwissenschaft. Hätte ich das gewusst, hätte ich damals vielleicht umgesattelt oder noch ein weiteres Fach hinzugenommen, als es mich im Studium durch die Bonner Straßen und Parks, durch die Rheinauen oder auf den nächsten Berg trieb. (Wobei ich mir nicht sicher bin, ob *Spazieren* das richtige Wort ist. In der Promenadologie geht es, wenn ich das richtig verstanden habe, im Wesentlichen um gezielte, ästhetische Naturwahrnehmung. Bei mir war es immer schon eher ein Gehen um des Gehens willen, ein Erlaufen und mich Einschreiben in die Stadt oder die Gegend. Mindestens ebenso aber auch ein In-Gang-Bringen der Gedanken oder ein Wiederholen von prüfungsfachrelevant Gelerntem durch die Bewegung.) Damals in Bonn gab es einen Baum, nicht besonders schön, aber beeindruckend, den ich regelmäßig aufgesucht habe, gerade vor mündlichen Prüfungen, um mir seinen Segen abzuholen. Ich habe mich nie darum gekümmert, was für ein Baum es eigentlich war; im Nachhinein finde ich das schade. Irgendetwas Weibliches, denke ich mir, eine Ulme, eine Eiche, raue, rillige Rinde, an einer Stelle von einem Blitz verletzt oder einfach so aufgerissen; sie hieß Heidi, glaub ich, so habe ich sie genannt – mehr weiß ich gar nicht von ihr. Es war nur wichtig, bei ihr gewesen zu sein, bevor wichtige Entscheidungen getroffen wurden oder es in die nächste Prüfung ging.

Das Gehen gehört zu mir. Dass es guttut, ist für mich nicht die Jahrhundertentdeckung, als die es jetzt überall angepriesen wird. Deshalb kommt mir der mediale

Hype, der teilweise darum gemacht wird, manchmal ein bisschen befremdlich vor. Früher hat es mich geradezu enttäuscht, wenn ich festgestellt habe, dass Methoden, Gedanken, vielleicht auch Geistesblitze nur ganz selten wirklich originell sind. Es gibt kaum einmal etwas wirklich Neues. (Und wie denn auch – die Menschheit ist uralte.) Inzwischen finde ich es eher tröstlich, dass es Menschen gibt, die die Dinge ähnlich erleben wie ich. Es ist ein gutes Gefühl, sich einreihen zu können, in etwas Größeres hineinzugehören, das vor einem begonnen hat und das nach einem weitergehen wird. Die uralte Menschheit – ein Fluss, in dem dieses oder jenes treibt, der dieses oder jenes fortträgt, der ständig in Bewegung ist.

PS: Ich habe plötzlich wahnsinnig Lust, mit dem Norrlandståg von Stockholm nach Narvik zu fahren. Es müsste im Winter – Vårvinter – sein, wenn es noch kalt ist und Schnee liegt, die Sonne aber schon wieder zurückkehrt und die Tage heller werden. Die romantische Idee vom Reisen um des Unterwegsseins willen. Mit Ende zwanzig bin ich so durchs Baltikum gereist – von Riga über Tartu, Pärnu, Tallin, Klaipeda auf die Kurische Nehrung und über Kaunas und Vilnius wieder zurück ... So ähnlich stelle ich es mir vor – nur mit dem Zug statt mit Überlandbussen. Man müsste zwischendurch aussteigen und ein paar Tage an einem Ort verbringen können, um anschließend die Reise fortzusetzen. Ob es so ein Ticket überhaupt gibt? Ob solches Reisen irgendwann wieder möglich sein wird? Bis dahin träume ich davon.

#### **04.02.2021**

Zum ersten Mal ist es M. gelungen, ein frischgeborenes Fischbaby rechtzeitig zu entdecken und vor seinen kannibalischen Mitbewohnern zu retten. Es ist winzig und schwimmt jetzt in einer separaten Plastikflasche bei den anderen im Aquarium. Die Isolation war die einzige Möglichkeit; Maulkörbe für Fische sind noch nicht erfunden. Wenn der Fisch irgendwann groß genug ist, darf er hinaus zu den anderen, dann kann die Schutz-Quarantäne aufgehoben werden. Immerhin haben sie Blickkontakt und können sich schon mal beschnuppern. Wenn auch mit Abstand.

Für das inzwischen – wie man auch an Nachrichtenmoderatoren, Talkshow-Gästen und am Fenster vorbeilaufenden Nachbarn erkennen kann – virulente Frisur-Problem habe ich für mich eine Lösung gefunden und traue mich zum ersten Mal seit Wochen

wieder unbemüht nach draußen. Seit gestern trage ich eine Art Familien- oder Gemeinschaftshaarschnitt: Die große Tochter hat mir das Deckhaar in Form gebracht, M. den Nacken leicht anrasiert, und ich selbst habe das Ganze an den Seiten nachjustiert – es sieht überraschend passabel aus (jedenfalls besser als vorher; viel mehr kann man gerade nicht verlangen). Vielleicht geht dieser *Look* ja irgendwann als *Team- oder Family-Style* ins Corona-Glossar ein, so wie *Lockdown* oder *Shutdown*, *Homeschooling*, *Sieben-Tage-Inzidenz* und andere, diese Zeit so sehr prägenden Wörter.

Was den am Vormittag wurzelbehandelten Zahn angeht, warte ich immer noch sehnsüchtig auf das Besser-als-vorher-Gefühl – es ist nach wie vor viel Schmerz im Kiefer. Arzt- und vor allem Zahnarztbesuche bekommen zudem schnell etwas Existenzielles – ich weiß nicht, warum das so sein muss. Ob es an dem Gefühl des Ausgeliefertseins liegt, an der diffusen Angst, es könne wer weiß was passieren – eine schlimme Diagnose, ein Meteorit, der just in diesem Augenblick in die Praxis einschlägt und uns alle ins Jenseits befördert ... Es ist vollkommen irrational. Dennoch fühle ich mich hinterher wie gerädert und so erschöpft, als hätte ich einen Dauerlauf absolviert.

Dafür herrscht zu Hause eine fast ausgelassene Stimmung – was am Wetter liegen mag: Es ist mild, beinahe frühlingshaft, die Kinder sind ab Mittag weitgehend draußen. Waren sie noch vor kurzem ganz aufs Schlittenfahren fixiert, entdecken sie jetzt die Freuden des Frühlings: Rollerfahren, Sonnenbaden, Fußballspielen, Trampolin.

Es gibt wohl immer etwas zu tun – und anscheinend immer etwas, woran man sich freuen kann. Man braucht lediglich den Blick dafür, und die Bereitschaft, sich hineinzustürzen.

## **07.02.2021**

Der Winter ist zurück, wie in den Nachrichten vorsorglich angekündigt; vor katastrophalen Zuständen auf den Straßen wurde gewarnt, vor Unwettern und Stromausfällen. Verglichen mit anderen Regionen sind wir gut dran, wir sind ordentlich eingeschneit, kommen aber noch aus dem Haus, nur wenn man mit dem Auto irgendwo hinmuss, wird es schwierig. Die Kinder freut's – natürlich – und auch

ich kann diesem Wetter etwas abgewinnen, es macht so ein Schwedengefühl, und das mag ich – würde ich mögen, wenn ich, bedingt durch die so eindringlichen Warnungen und die ja schon seit Monaten auf Notfall und Apokalypse eingeschworene Stimmung nicht immer auch die mögliche Katastrophe, das große Ganze, mitdenken würde; ein ständiger leichter, bitterer Beigeschmack. In heißen Sommern, die man früher genossen hätte, an Wintertage, an denen der Sturm ums Haus fegt und der weißgraue Himmel massenhaft weiteren Schnee verspricht – Kinderglück! – raunt es irgendwo im Hinterkopf: *Klimawandel, Ohnmacht des Menschen vor der Macht der Natur, die Schöpfung schlägt zurück, Endzeit ...* Und dann sieht man plötzlich auf der Runde ums verschneite Feld, mit dem herrlich knarrenden Schnee unter den Füßen, wieder die umgestürzten Bäume überall auf den Hängen am anderen Werra-Ufer, wie sie sich auf dem Schnee abzeichnen, schwarz auf weiß: Dieser Wald ist krank. Diesen Bäumen geht es nicht gut. Diese Landschaft ist ausgelaugt. Und mit einem Mal wird auch der Weg unpassierbar. Floss das Wasser eben noch auf Fußhöhe, steigt es jetzt nahezu kniehoch an, nur der niedrige Erdwall hält den Fluss noch zurück, aber das Wasser sucht sich bereits Schlupflöcher, findet Zwischenräume, Sickerrinnen, durch die es langsam strömt und den Trampelpfad, das Feld, alles von Menschen Bestellte Stück für Stück allmählich flutet.

Wieder auf der Dorfstraße, begegnet uns ein Schäfer, der schon seit Tagen mit Hunderten von Schafen durch die Gegend zieht, sie mal auf der einen, mal auf der anderen Wiese rund ums Dorf weiden lässt. Ein blökender, wolliger, weißer Strom braust an uns vorüber. Es hat etwas Surreales.

Als wir am Nachmittag noch einmal am Feld vorbeikommen, diesmal im Auto, sehe ich durchs Seitenfenster ein einzelnes Schaf, es muss verlorengegangen sein, und es blutet. Sofort fällt mir der Wolf ein, der angeblich ebenfalls gerade durch die Gegend hier streift, wenn auch eigentlich weiter weg, nicht unmittelbar in der Nähe, aber da ist definitiv Blut an dem Schaf. Noch einmal drehe ich mich um, schaue über die Schulter zurück und entdecke jetzt das Lamm, das neben dem Schaf steht, denke erleichtert: Ach, deshalb! Es hat einen guten, einen schönen Grund; das Tier ist gar nicht angegriffen worden. Aber wem meldet man ein verlassenes Schaf? Merkt es der Schäfer, kommt er noch einmal zurück? Holt er die beiden wieder in seine Herde?

Die Kinder sind wieder auf der Kuhweide gerodelt und durchgefroren, aber glücklich zurückgekehrt. Jetzt freuen sie sich am warmen Ofen, am Kinderpunsch, der vom Advent übrig ist. Der Sohn hat bereits tags zuvor für einen möglichen Stromausfall vorgesorgt und besonders viel Holz reingetragen. Wir hoffen aber, dass die Leitungen halten. Dass wir das Holz weiterhin vor allem wegen der Gemütlichkeit brauchen dürfen.

### **08.02.2021**

Immer noch Schnee, inzwischen bestimmt dreißig, vierzig Zentimeter, und ungewohnt frostige Temperaturen. Als M. einkaufen fährt, braucht er Schneeketten; die Kinder bauen Iglus im Garten (oder Duplos, wie die jüngste Tochter sagt). Später ziehen sie direkt von der Haustür aus mit den Langlaufskiern los. Und ich schließe mich ihnen an. Doch, Schnee macht glücklich – zumindest, wenn man ihn so nutzen kann. Wer auf der Autobahn oder Landstraße liegenbleibt, wird das naturgemäß anders sehen. Wir aber haben Glück. Wir können am Fluss entlang von Hessen nach Thüringen langlaufen, und anschließend wieder zurück.

Ob es auch an der Sonne liegt? Heute fühlt es sich nur noch wie ein Geschenk an: diese Massen an Weiß. Kein Gedanke an Apokalypse oder an ein bedrohliches Extremwetterereignis. Es ist Winter, da darf es so sein. Schnee um diese Jahreszeit ist richtig und einfach nur schön.

### **10.02.2021**

Bei Minus dreiundzwanzig Grad Außentemperatur die Betthöhle zu verlassen, fällt ungleich schwerer; zumal um die selbstauferlegte Uhrzeit, sechs Uhr früh. Aber ich brauche diese anderthalb Stunden. Für mich, zum Arbeiten, um einigermaßen sortiert in den neuen Tag zu starten, der wohl wieder ein zerrissener wird: zwischen Lesen und Übersetzen, Aufgabenbetreuung, Kinderbeschäftigung und Haushalt – eine Langlaufzeit werde ich mir aber auch gönnen, so viel Luxus muss sein.

Wie es ist, mit Schneeketten zu fahren, habe ich jetzt übrigens auch ausprobiert – ungewollt und unverhofft, ich bin da mehr oder weniger reingerutscht. Als M. morgens zur Arbeit will, springt der Bus nicht an – unsere hochbetagte

Familienkutsche, die Tausende von Schwedenkilometern auf dem Buckel hat und solche Temperaturen also durchaus kennt. M. nimmt das andere Auto und ich mich des Auftrags an, den ADAC zu rufen. Es entsteht eine unangenehme Situation. Der Mann, der uns helfen soll, kommuniziert nicht mit mir. Mag sein, dass er große Teile der Nacht auf verschneiten Autobahnen verbracht und unzähligen Menschen geholfen hat, bevor er zu einem letzten Einsatz vor unserer Haustür beordert wird – sein Verhalten ist dennoch ... schwierig. Eher mimisch als mit Worten gibt er mir zu verstehen, dass ich den Motor starten soll, dann werden hier und da ein paar Kabel angeklemmt, erst die übliche Überbrückungshilfe, dann etwas anderes, ich verstehe nicht, was, aber es klappt. Was genau das Problem gewesen ist, erfahre ich nicht; wie gesagt: Der Mann spricht nicht mit mir. Er lässt sich noch den ADAC-Mitgliedsausweise zeigen, dann rauscht er ab, mit der knappen Auskunft, ich müsse jetzt zwanzig Kilometer fahren, sonst hätten wir morgen dasselbe Problem. Ich bin immer noch perplex von seiner Unhöflichkeit und fühle mich von dem Auftrag überfordert. Autofahren ist etwas, bei dem ich regelmäßig an meine Grenzen stoße, sowohl die meiner Fähigkeiten als auch die meiner Geduld. Und jetzt also das: Mit Schneeketten gilt es, den ungeräumten, leicht ansteigenden Winkel hinauf- und weiter bis nach Eschwege zu fahren und anschließend wieder zurück. Die hausaufgabenmachenden Kinder allein am Küchentisch, das Übersetzungsprojekt wieder einmal nur halb begonnen – außerdem ist es kalt und ich habe meine Handschuhe im Haus liegen lassen; noch einmal zurückzugehen, dauert mir zu lang – ein Fehler. Die Windschutzscheibe ist frisch vereist, Kratzen hilft mäßig, bis die Lüftung ihr Werk tut, dauert es. Dennoch schleiche ich los, bleibe stecken, komme doch irgendwie frei und nehme Fahrt auf, eine Dieselwolke hinter mir herziehend. Ich gelange auf die vielbefahrene Landstraße durch den Schlierbach, die bereits weitgehend freigeräumt ist. Mit Schneeketten zu fahren ist laut; ein rüttelndes Geräusch, wie ich es mir beim Treckerfahren vorstelle. Es hat etwas Einlullendes, schläfrig machendes – würde ich nicht, sobald ich auf verschneitere Abschnitte komme, immer wieder kurz zur Seite rutschen. Trotz der Ketten. Durchfroren und mit den Nerven am Anschlag, bin ich eine Stunde später wieder zu Hause. Ich glaube, die verschneite Landschaft war schön, wie sie so still im Morgenlicht dalag; ich glaube sogar, sie war zauberhaft – aber wirklich gesehen habe ich davon nichts. Ich mache mir einen starken Kakao und taue allmählich wieder auf, während

ich Schönschreibübungen kontrolliere; alles richtig, nur hier fehlt ein Dehnungs-h und da ein vokalverkürzendes, zweites t.

Später über *gutes Lesen* nachgedacht. Manchmal glaube ich, mir fehlt eine Art Schule, eine Schule des langsamen Lesens. Ich habe immer sehr schnell gelesen, und als Kind eigentlich permanent – *Leswurm* hat mein Opa mich deshalb genannt, der sonst nicht zu Kosenamen neigte. Er arbeitete in einem Verlag, wahrscheinlich gefiel ihm meine Leidenschaft. Jetzt, in meinem Beruf, *muss* ich schnell lesen; Gutachten entstehen immer unter Zeitdruck. Es gilt möglichst sofort zu erfassen, wie ein Buch klingt, ob die Geschichte schlüssig ist, ob sie etwas *Besonders* hat, und anschließend zu benennen, warum. Es ist oft ein Bauchgefühl, selten bleibt Zeit für akribische Analysen. Ich muss mich einlassen, in die Geschichte eintauchen und dann ganz auf mein Textohr vertrauen. Meist geht es gut, manchmal verpasse ich etwas, übersehe Inkonsequenzen. Kommt es dann zu einem Übersetzungsauftrag, kann es passieren, dass ich bei der Arbeit kurz stutze: Es war anscheinend der Sound, die Geschichte, die mich hauptsächlich getragen hat; was das Handwerkliche angeht, mangelt es dagegen, zumindest an dieser oder jener Stelle. Aber auch dazu sind wir Übersetzer ja da: um auszugleichen, schon einmal vor-(oder nach) zu lektorieren und vor allem dafür zu sorgen, dass der Text in unserer Muttersprache funktioniert. Ein Langsamer-Lesen nehme ich mir dennoch vor – für mich, für ein besseres Gefühl. Um von Anfang an auf Mängel vorbereitet zu sein. Und um im Text wirklich Einkehr halten zu können, in ihm zu *wohnen* und ihn nicht nur kurz zu streifen. Mit Gedichten zu beginnen, könnte ein Anfang sein. (Nachdem ich – schnell noch – die letzten paar Seiten von Monika Helfers *Bagage* verschlungen und mir in meiner Leseumgebung Zeit und Raum für diese andere Leseweise geschaffen habe.) Mal sehen, ob es gelingt.

Wirklich gut stehen die Zeichen dafür nicht; es wird schon wieder von Lockdown-Verlängerung gemunkelt. Ich habe ohnehin nicht damit gerechnet und werde es stoisch hinnehmen – was bleibt einem auch anderes übrig. Man resigniert ein wenig. Und könnte man sich überhaupt über Lockerungen freuen, über geöffnete Schulen und Kitas, wenn man sich nach Aussage von Wissenschaftlern und Politikern dabei weiterhin ständig fürchten muss? Vor Ansteckung, aber auch davor, dass schon



nach wenigen Wochen alles rückgängig gemacht wird und man in den nächsten Lockdown trudelt? Ich weiß es nicht. Was die Pandemie und ihre wirksame Eindämmung angeht, habe ich keinerlei Meinung mehr, und wenig Hoffnung.

Die jüngste Tochter gesellt sich zu mir, es ist sieben, alle anderen schlafen noch. Bevor sie frühstücken kann, muss sie malen – wie eigentlich jeden Tag. Heute wird es eine turbulente Bildergeschichte, auf dem engen Raum eines A-4-Blatts: Es gibt grimmige Pferde und wilde Dinosaurier, die mittels schlauer Fallen überlistet werden – die Pferde gewinnen natürlich; es gibt Geheimtüren, Hängematten, eine Reihe von Schlüsseln, von denen ich nicht weiß, zu welchen Türen sie gehören. Ein Fluss kommt ebenfalls vor, hinterm Haus, mit Haien und Krokodilen – es ist also ziemlich viel los, ich kann ihrer Erzählung kaum folgen. Als alles fertig ist, ist die Tochter wach und kann endlich mit dem Frühstück beginnen. So startet sie in diesen Tag.

#### **14.02.2021**

Heute der bisher schönste Tag in diesem unverhofften Wintermärchen. Wieder liegen nachts die Temperaturen um die zwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt. Seit dem Morgen herrscht strahlender Sonnenschein, und ich ziehe mit den Langlaufskiern los. Ich muss dieses Licht mitnehmen, diesen weiten blauen Himmel und das endlose Weiß. Es erinnert so sehr an unsere Winterreise nach Kramfors vor etwa drei Jahren, als unsere Auswanderpläne auf dem Höhepunkt waren, wir uns dort sogar schon Häuser, Schulen angeschaut haben, mit dem aufgeregten Gedanken, was wäre, wenn ... Es ist anders gekommen, wir sind hiergeblieben, haben lediglich innerhalb Deutschlands noch einmal den Wohnort gewechselt. Dieses Jahr haben wir trotzdem Winter, so einen richtigen Winter-Winter, für den sich Auswanderpläne lohnen, für den man vieles in Kauf nimmt, aber eben nicht alles; deshalb sind wir jetzt hier und nicht dort. Und können trotzdem Langlaufski fahren, direkt von der Haustür aus. Es ist ein Lichtblick, im wahrsten Sinne des Wortes, in diesen ansonsten lichtarmen Zeiten; ein Glück, das ich nutzen will, solange und wann immer es geht.

Was mit dem Auto war, wissen wir jetzt auch: Wenn es sehr kalt wird, geliert der Diesel. Wieder was gelernt. Dank freundlicher Erklärung der Mitarbeiter in der Autowerkstatt vor Ort.

Ab dem 22.02., also morgen in einer Woche, soll – zumindest mehrten sich entsprechende Hinweise – die Schule wieder beginnen, im sogenannten Wechselmodell. Ich bleibe skeptisch-gespannt, es wäre eine erste Erleichterung und würde uns, vor allem den Kindern, sicherlich guttun.

### **16.02.2021**

So ein Lockdown bringt vielerlei mit sich, zum Beispiel:

*Hörsturz, der: Ein Hörsturz, auch Ohrinfarkt, ist eine ohne erkennbare Ursache (idiopathisch) plötzlich auftretende, meist einseitige Schallempfindungsstörung. Die Ursachen sind oft nicht genau zu klären. Stress spielt bei der Entstehung vermutlich eine große Rolle. Ein Hörsturz muss ernst genommen werden, ist aber kein Notfall.*

Dieser hier äußert sich so, dass sich im rechten Ohr ein Grundrauschen einstellt, über das sich im Alltag der Familienklangteppich legt; Wasserkocher und Klospülung werden darüber hinaus zu Geräuschquellen, die man am liebsten meiden möchte. Bestimmte Frequenzen sind geradezu unerträglich; leider gehören dazu auch Kinderstimmen, vor allem, wenn sie sich überlagern und schrill und aufgereggt werden, was beim mittäglichen und vor allem abendlichen Aufdrehen passiert, wenn das eine oder andere emotional abgebaut werden muss, meist durch Herumalbern und sich steigerndes Überbieten in Lautstärke und Dringlichkeitston.

Auch so fällt es mir oft schwer genug, mich auf solche Stimmungen einzulassen, oder gar *mit* den Kindern herumzualbern; richtig gekonnt habe ich das, glaube ich, nie. *Geh doch mal aus dir heraus* – wie oft habe ich das zu hören bekommen, im Grunde seit ich denken kann, oder es schwang als unterschwellige Botschaft mit. Eine Aufforderung, die mich ratlos machte (und macht): Aus mir heraus? Wohin denn? Und ist es da nicht kalt und gefährlich? *Aus sich heraus* – das hat auch immer einen Beiklang von Kontrollverlust, Ohnmacht, und in diesem Sinne habe ich *aus mir heraus* immer als unangenehm und beängstigend empfunden. Zum ersten Mal

ohnmächtig geworden bin ich mit acht oder neun in der Schule, dann als Jugendliche ein paarmal und als junge Erwachsene. Niemand hat je herausgefunden, warum. Ein Kardiologe bescheinigte mir ein langsames Herz, mit dem man sehr alt werden könne. Das fand ich tröstlich. Das Erlebnis an sich aber war immer schrecklich, und die Erleichterung, die im Wieder-zu-mir-kommen lag, umso größer: Wie gut, die Welt ist noch da, und ich habe in sie zurückgefunden. Vielleicht rührt es auch daher, dieses lieber *Zu-mir-kommen-*, lieber *Bei-mir-sein-Wollen* anstelle eines Drangs *Aus-mir-heraus*.

Es ist wärmer geworden, der Schnee draußen taut, mein Ausgleich, meine Langlaufnische, schmilzt dahin. Zum Glück habe ich Gummistiefel – rote – die dürften in den nächsten Tagen wichtig werden. Ansonsten gilt es andere Nischen zu finden: etwas Zeit für die Guten Projekte, für Notizen, fürs Lesen. Überm Bett liegt nun doch wieder ein Roman: *Das Verschwinden der Erde* von Julia Phillips. Ich brauche gerade wohl eher die lange Strecke; aber zwischendurch lese ich Edit Södergran, und gestern (eher zufällig wiederentdeckt) Ingeborg Bachmann: *Erklär mir, Liebe* oder *Curriculum Vitae; Die gestundete Zeit ...*

Letzte Nacht wieder nicht schlafen können und mir seit langem mal wieder eine Honigmilch gemacht. Zwei Stunden später klingelte ohnehin der Wecker. So kommt es zu etwas mehr Nischenzeit, bevor das eigentliche Tagwerk beginnt. Glücklicherweise auch hier gerade ein Buch, das ich gerne übersetze. Zum Vorgängerroman des Autors steht am Nachmittag noch das letzte Umbruch-Gespräch an – dann kann er hoffentlich seinen Weg gehen.

Vor dem Ofen steht vom Abend noch die Schuh-Versammlung, ausgestopft mit Zeitung und auf Zeitungsbögen. Ski-Schuhe, Winterstiefel, Boots – alle sind noch einmal gründlich nass geworden, bei den – vielleicht letzten – Winteraktivitäten. Es sei denn auf die Schmelze folgt erneute Eiseskälte und die dann überschwemmten Werra-Wiesen frieren zu ...

**18.02.2021**

Es tropft und trieft von den Dächern und Bäumen, der Boden matscht und quatscht unter den Stiefeln. Die jüngste Tochter hat plötzlich das Spazieren für sich entdeckt und will mich auf meinen Runden begleiten. Es ist schön, etwas mit ihr zu unternehmen, auch wenn das Gehen dadurch ein anderes ist: Immer wieder bleibt sie stehen und überlegt, wo es langgehen soll – sie darf über die Strecke entscheiden. Am besten geht es, wenn man sie in ein Gespräch verwickelt, dann stellt sich so etwas ähnliches wie ein gleichmäßiges Tempo ein. Es sei denn, etwas begeistert sie so sehr, dass sie stehenbleiben und wild gestikulieren muss.

Das Ohr ist im Grunde wieder gut, der Hörtest fast normal ausgefallen. Dennoch fühlt es sich merkwürdig an, wie verstellt, ein Druck, wie beim Überwinden großer Höhenunterschiede, wenn ein Flugzeug startet zum Beispiel, oder man hoch in die Berge fährt.

Aber das tun wir nicht.

Wir bleiben am Boden und kämpfen uns durch die Mühen der Ebene. Schritt für Schritt. Bis es aufwärts geht und heller wird.

Wie es aussieht, werden die beiden Mittelkinder ab Montag wieder zur Schule gehen, wenn auch teilweise im Wechselunterricht. Die Große muss sich noch gedulden (nach derzeitigem Stand etwa bis Ostern), die Kleine dagegen darf wieder in den Kindergarten. Ich habe neue Mund-Nasenschutzmasken besorgt, angeblich waschbar und mit Nano-Technologie ausgestattet. (Dinge, mit denen man sich auseinandersetzen muss, wenn man die Einmalmasken vermeiden will.) Möge es helfen, möge dieses Stück Normalität möglichst tatsächlich am Montag beginnen und möglichst lange andauern können.

## **23.02.2021**

Der zweite Tag in Folge, an dem im *Home* nur noch *-office* und kein *-schooling* mehr stattfinden muss. Es ist ungewohnt still, das einzige Arbeitsbegleitgeräusch ist das Knistern des Feuers im Küchenofen. Die Stimmung ist – vielfältig. Bei den Kindern große Freude, vielleicht sogar Glück, weil sie endlich ihre Freunde wiedersehen und in die Schule gehen können, beziehungsweise in den Kindergarten. Bei den Erzieherinnen trifft man dagegen eher auf mulmige, skeptische Gefühle. Alle hoffen und bangen, dass dieser Öffnungsschritt gutgeht und ihn keiner bedauern oder wieder zurücknehmen muss.

Und draußen ist Frühling, ein Temperaturanstieg um etwa vierzig Grad, zwischen Sonntag und Sonntag. In Schattenschneisen hält sich noch der Schnee, ansonsten aber sieht man Grün, Braun, Gelb und darüber den blauen Himmel.

Erste Pläne werden geschmiedet. In den E-Mails vorsichtige Hoffnung auf vielleicht bald wieder mögliche Treffen. Ein Seminar im Mai? Unwahrscheinlich. Ein Sommerfest Anfang September? Vielleicht. Wir werden sehen und weiter hoffen, allen Mutanten und wenig verheißungsvollen, anderen, übleren Prognosen zum Trotz.

## **27.02.2021**

Nach dem Frühstück fahren die Mittelkinder und ich mit dem Fahrrad nach Wanfried, um noch ein paar Dinge zu besorgen. Am Wehr riecht es roh und wild nach aufgewirbeltem Flusswasser; die Massen, die dort herunterrauschen, sind beeindruckend. Doch die große Überschwemmung ist ausgeblieben. Angesichts der Schneemengen hatte ich Gewaltiges erwartet, es scheint aber weitgehend ins Grundwasser abgesickert zu sein; leer genug war der Speicher wohl, nach den letzten trockenen Sommern.

Die erste Woche im Halbnormalbetrieb von Kindergarten und Schule ist gutgegangen. Der Sohn kommt mit dem Präsenzunterricht deutlich besser zurecht als mit dem Lernen zu Hause, und die Mitteltochter ist vor allem froh, ihre Freundin wieder-zuhaben. Die Jüngste genießt den Kindergarten – und ich, dass es zu Hause (stunden-weise) nun endlich wieder ruhiger ist. Wie lange dieser neue Modus aufrechterhalten werden kann, weiß aber anscheinend noch niemand so genau; die

Aussagen der Experten zur aktuellen Corona-Lage sind uneindeutig. Immer wieder suche ich nach Orientierung, nach Prognosen, und stelle fest: Es ist kompliziert. Dabei müsste es doch eigentlich einfach sein?

Letztes Jahr habe ich zusammen mit einer Kollegin ein Buch über Fakten übersetzt – und über deren Gegenteil: alternative Fakten, *Fake News*; es wird im März auf Deutsch erscheinen. Spätestens seit diesem Projekt weiß ich, dass es Fakten gibt und Unwahrheiten, und sonst nichts, also keine alternativen Fakten. Das ist zunächst einmal tröstlich, schließlich braucht man Verlässlichkeit, einen Boden der Tatsachen, auf dem man stehen kann. Dennoch tun sich – zumindest in meinen Augen – immer wieder Fragen auf, vor allem in Bezug auf das pandemische Geschehen, auf die aktuelle weltweite Corona-Lage. Es gibt bestimmte und vielfach belegte, wissenschaftlich fundierte Zahlen, es gibt Messungen und daraus resultierende Ergebnisse. *Fakten*. Doch was deren Interpretation angeht, scheint ein gewisser Spielraum vorhanden zu sein, was zu recht unterschiedlichen Prognosen führt. Und damit meine ich nicht Unterschiede, die aus dem unauflösbaren Gegensatz von Wissenschaft versus krudes Quergedankengut resultieren, sondern verschiedene Interpretationen innerhalb der etablierten, anerkannten, universitären Wissenschaften.

Ich frage mich jetzt, wie es trotzdem sein kann, dass man in der Presse eigentlich immer nur die Vertreter einer bestimmten Linie zu hören bekommt. Dass vor allem diejenigen Experten zu Wort kommen, die vor einer dritten Welle und schlimmen Folgen warnen, sollte man jetzt zu schnell und zu viel lockern. (Jetzt, da die Fallzahlen stagnieren oder schon wieder steigen, und natürlich aufgrund der Mutanten.) Wo bleiben dabei die anderen, wieso bekommen sie keine solche Bühne? Denn es gibt sie doch auch: Wissenschaftler wie Hendrik Streeck, die das Ganze etwas entspannter sehen und vor Dauer-Alarmismus warnen. Die darauf hinweisen, dass in Ländern wie Brasilien und Schweden bereits eine gewisse Herdenimmunität erreicht sei (zu welchem Preis und ob dieser gerechtfertigt ist, sei dahingestellt); die erklären, dass Viren sich in ihrer Aggressivität nicht nur steigern, sondern mitunter sogar die Tendenz haben können, harmloser zu werden, zwar nie ganz zu verschwinden, aber doch handhabbar zu werden.

Man hält es einfach nicht aus, permanent im Katastrophenmodus zu sein, und liest so etwas deshalb natürlich lieber, als Prognosen von Karl Lauterbach oder Melanie Brinkmann. Kann man sich da nicht vielleicht innerhalb der etablierten Wissenschaft einfach seinen Lieblingsvirologen aussuchen, und damit auch, was man glaubt und für sinnvoll hält? Noch einmal: Warum wird in den Medien im Grunde immer nur die eine, Panik machende Interpretation präsentiert und nicht gemäßigtere, die so etwas wie Zuversicht erlauben? (Kann man so etwas sagen, ohne als Corona-Leugnerin dazustehen?) Ich will einfach nicht mehr dauerbrennen, will nicht mehr daueralarmiert und dauerpanisch sein, wenn das vielleicht gar nicht nötig ist. Es tut der Seele einfach nicht gut.

Kaum habe ich das am Nachmittag geschrieben, höre ich abends beim Kochen – zufällig – *Tacheles* auf Deutschlandradio Kultur, ein Gespräch mit Norbert Bolz. Und glaube prompt nicht mehr an Zufälle. So etwas liegt wahrscheinlich in der Luft, man hat als denkender, fühlender Mensch und als Bewohnerin seiner Zeit wahrscheinlich Antennen und nimmt Stimmungen, Dinge, die in der Luft liegen, einfach wahr, hat bestimmte Gedanken oder Ideen und findet sie durch andere bestätigt – trostvoller Weise. Um auf die Sendung zurückzukommen: Darin geht es genau darum: um den Überdruß an Angst und Panikmache, um den nach einem Jahr Pandemie immer virulenter werdenden Wunsch nach Freiheit, nach dem Ausleben der eigenen Bedürfnisse, nach ein bisschen Lebensfreude, statt des dauernden Verzichts. Und es wird darauf hingewiesen, dass das Leben doch immer mit Risiken behaftet sei, dass derzeit aber das Gefühl vermittelt werde, man könne – und müsse – sich davor schützen, man müsse – und könne – ein Geschehen (wie dieses Virus zum Beispiel), komplett in den Griff bekommen. Was für eine Hybris! (Und wie sehr mir in dieser Sendung vieles aus dem Herzen spricht.) Sofort google ich den Namen Norbert Bolz und finde ihn in der Reihe *Fröhliche Wissenschaft*, die bei Matthes & Seitz erscheint. Warum hat mir niemand von dieser Reihe erzählt? Ich finde gleich mehrere Titel, die ich unbedingt lesen muss. Und bestelle mir als allererstes die *Avantgarde der Angst*, auf die sich das Interview bezieht.

In meinem *Fakten*-Buch wurde auf die Gefahr hingewiesen, dass man sein vermeintliches Wissen darauf aufbaue, sich nur die Quellen herauszusuchen, die die eigene Meinung bestätigen, und dadurch leichter auf Fake News und Faktenleugner hereinfalle. Es sei es möglich, sich ein ganzes Weltbild zu errichten, das in sich zwar

stimmig erscheine, jedoch jeglicher Wahrheit entbehre. Ich erlebe aber seit Jahr und Tag, dass ich permanent und ständig Meinungen und Interpretationen ausgesetzt bin, die ich *nicht* hören und wahrhaben will. Ich suche sie mir nicht heraus, ich werde mit ihnen konfrontiert, und zwar in Dauerschleife. Und ich richte mich sogar danach. Weil es das Virus faktisch gibt und faktisch Maßnahmen nötig sind, halte ich mich an das, was im regierungspolitischen Konsens nach Rücksprache mit *einem Teil* der Wissenschaft für gut befunden wird – und hoffe, dass es hilft, obwohl es mir Bauchschmerzen macht, obwohl vieles sich verkehrt, übertrieben, herzbeengend und einfach furchtbar, furchtbar lähmend anfühlt. Ich nehme zur Kenntnis, was an Begründungen geliefert wird, glaube aber nicht, dass es die einzige Wahrheit und oder gar das einzig Richtige ist – vielleicht ist es sogar überhaupt nicht richtig. Die Fakten bleiben Fakten, unbenommen. Es gibt das Virus, und Maßnahmen sind erforderlich. Aber die Interpretation, nach der gehandelt wird, ist viel zu einseitig. Und deshalb will ich endlich etwas anderes lesen, hören, diskutiert-haben. Etwas, das Mut macht und stärkt. Etwas, das differenziert ist, das lebbar Kompromisse anbietet, praktische Umgehensweisen, und das sich endlich von der Illusion der Beherrschbarkeit aller Probleme verabschiedet. Und ich glaube, ich bin damit nicht allein. Ich *weiß* seit heute Abend wieder: Ich bin damit nicht allein. Und es ist nicht querdenkerisch und es ist nicht wissenschaftsfeindlich, nach alternativen Interpretationsangeboten und Lösungsansätzen zu suchen.

Im Aquarium gibt es inzwischen eine ganze Kinderstube: Zu dem einen geretteten Fischbaby haben sich mit der Zeit fünf weitere gesellt. Wenn sie groß genug sind, werden sie ausgewildert, dürfen sie zu den anderen in den Freischwimmer-Bereich. Eine tiefgreifendere Auswilderung könnte Johnny Mauser bevorstehen, der sich immer mehr als Rowdy erweist. Er jagt die anderen Welse, attackiert die unschuldigen Schnecken und verhält sich alles in allem sozial inkompetent. Jetzt wird überlegt, wie damit umgegangen wird. Wenn er nicht bald zur Vernunft kommt, könnte es sein, dass ihm das Bleiberecht entzogen und er wieder rausgeworfen wird. In die Werra oder gleich in die Ewigen Jagdgründe, das muss der Familien-Fischrat dann entscheiden. So wie im Augenblick geht es jedenfalls nicht weiter.



**07.03.2021**

Ein frühlingshafter Tag, kalt, aber sehr sonnig, es treibt uns hinaus. Wir fahren nach Treffurt, laufen zur Burg hinauf, drei imposante Türme, eine schöne Anlage, im Wald ein besonderer Kinderspielplatz. Wieder zu Hause, spielen die Kinder noch eine Weile auf der Straße. Irgendwann kommt die jüngste Tochter angelaufen, sie ist ganz aufgeregt und erzählt, sie habe zwei Mädchen samt Papa kennengelernt, die Namen sagt sie uns auch. Sie hätten Seifenblasen gemacht und gefragt, ob sie mitmachen wolle.

*Und?*, fragen wir.

*Nein*, sagt sie.

*Warum?*

Und sie: *Na ja, Corona ...*

Ich lasse das jetzt einfach mal so stehen.

**12.03.2021**

Ich habe angefangen, *Die Avantgarde der Angst* zu lesen und bin – wie soll ich sagen? – überrascht, konsterniert, empört, angetan ... Dieser Text macht etwas mit mir, und das ist ja erstmal positiv, alles andere wäre langweilig. Wie nach der *Tacheles*-Sendung nicht anders erwartet, handelt es sich um eine Kritik an der Panikmache durch die Medien, am angstgesteuerten Handeln der Politik und an der Manipulation der Wissenschaft, die der Autor Norbert Bolz am Werk sieht. Nur richtet er das Hauptaugenmerk hier zunächst nicht auf die deutschen Strategien zur Pandemie-Eindämmung, sondern auf die politische Bewegung der Grünen, auf *Fridays for Future* und andere Gruppierungen, die den Klimawandel als menschengemacht begreifen. Diesen wirft er vor, mit ihrer Sorge um Mutter Erde und die Gesundheit der Natur eine Art Ersatzreligion geschaffen zu haben, der sich alle Welt unterwerfen soll. Er erkennt ferner eine Infantilisierung der Gesellschaft, findet es höchst bedenklich, dass Jugendliche, die er als unbedarft und in ihrer Wohlstandsblase gefangen bezeichnet, sich Gehör verschaffen und von den Erwachsenen als Macher und Helden gefeiert werden. Er wettet gegen Gruppenarbeit in der Schule und gemeinschaftlich erarbeitete Erkenntnisse, weil

diese immer auf Kompromissen beruhen würden und niemals die Qualität des Genialen erreichen könnten. Expertise und bahnbrechende Ideen zum Umgang mit Krisen könnten so nicht gewonnen werden. Die Wissenschaft allgemein sei anfällig für den suggestiven Hype der Katastrophe geworden, weil es natürlich aufregender sei, heftige Reaktionen hervorzurufen und im Rampenlicht zu stehen, statt still vor sich hinzuforschen. Expertisen würden zudem oft von Politikern bestellt oder würden zumindest vereinnahmt, um Politik zu betreiben. Jeder suche sich das heraus, was ihm passe und auf Fakten werde keine Rücksicht genommen, es entstehe eine sogenannte Bias, was zu einem Weltbild führe, das auf dem beruht, was man sehen will und nicht auf dem, was wirklich ist, weil man sich immer nur auf Verifikation der eigenen Meinung konzentriere, statt diese Falsifikationen auszu-setzen. Letzteres aber sei essenziell, um zu einem realistischen Weltbild zu kommen.

Das Verrückte ist, dass die schwedische Philosophin Åsa Wikforss, Mitglied der Schwedischen Akademie und Autorin des Fakten-Buches, das ich mit übersetzt habe, teilweise ähnlich argumentiert, aber - zumindest was den Klimawandel und den gesellschaftlich-politischen Umgang damit angeht – die Dinge völlig anders bewertet. Sie wirft den Klimaleugnern (also Menschen, die bezweifeln, dass der Klimawandel menschengemacht sei) Ignoranz vor; angesichts der Einhelligkeit der Experten sei er eine offensichtliche Tatsache, während Bolz genau diese Einhelligkeit, diesen Konsens, bedenklich findet. Was alle für richtig halten, kann seiner Meinung nach nicht richtig sein oder sollte zumindest hinterfragt werden. Beide wettern gegen die Bias, gegen Gruppenarbeit und den Ersatz von einzelnen Fachleuten und Experten durch Teams, beide warnen vor voreiligen Schlussfolgerungen durch Verifikation statt Falsifikation der eigenen Meinung, und kommen doch, ausgerechnet in Bezug auf den Klimawandel, zu ganz unterschiedlichen Schlüssen. Während Wikforss der These vom menschengemachten Klimawandel voll und ganz zustimmt, hält Bolz sie für zumindest hinterfragungswürdig. Während Wikforss den Klimaleugnern vorwirft, sie würden einer dubiosen Gruppe von Wissenschaftlern auf den Leim gehen, die die Fakten leugneten, wirft Bolz den Umweltaktivisten Hörigkeit gegenüber ihm ebenso dubios erscheinenden Wissenschaftlern vor.

Daraus schließe ich wiederum: Es ist kompliziert. Es gibt keine einfachen Antworten. Es gibt vielleicht auch gar kein Richtig oder Falsch. In meinen Augen und nach dem, was ich immer gelernt habe, sind die Grünen die Guten, ist der Klimawandel gefährlich und natürlich zu einem Großteil menschengemacht. Davon lasse ich mich auch so schnell nicht abbringen. Dennoch kann ich den Argumenten, die in der *Avantgarde der Angst* aufgeführt werden, teilweise folgen. Bolz' Hauptanliegen ist, wenn ich das nach dem bisher Gelesenen richtig verstehe, ein Aufruf zu mehr Gelassenheit. Ihn besorgt, dass es vonseiten der Umweltaktivisten oft heißt: Wir haben keine Zeit zum Forschen, Diskutieren, Aushandeln, Nachdenken – es muss sofort gehandelt werden. (Dabei ist Denken vor Handeln ja tatsächlich eigentlich immer eine gute Sache.) Darüber hinaus spricht sich Bolz gegen die inflationäre Ausrufung des Notstands aus, weil Notstand immer bedeute, dass die Demokratie außer Kraft gesetzt werden könne, und mit ihr sämtliche Freiheitsrechte. Auch hier, finde ich, trifft er einen Punkt, spricht er etwas an, das man bedenken sollte.

Insgesamt hat man ja den Eindruck, dass vielen gesellschaftlichen Debatten, die gerade stattfinden, ein bisschen mehr Gelassenheit guttun würde. Wohin man auch schaut, ob es um die Pandemie geht, den Klimawandel, das Gendern bzw. die Identitätspolitik oder was auch immer, heizt sich der Diskurs sofort derart auf, dass ein wirkliches Gespräch, ein Zueinanderkommen gar nicht mehr möglich erscheint. Und die all diesen Themen innewohnende Komplexität führt im Umkehrschluss zu einer Regulierungswut, die freies Denken immer unmöglicher macht. Es bleibt keine Luft mehr zum Atmen. So scheint sich zum Beispiel die Diskussion, wer das Inaugurations-Gedicht der jungen People-of-Colour-Lyrikerin Amanda Gorman übersetzen darf, völlig verselbständigt zu haben. Natürlich muss man immer wieder über bestehende Verhältnisse nachdenken und Dinge hinterfragen. Aber man kann sie eben auch zerreden und totregulieren. Wenn plötzlich ausschließlich junge People-of-Colour-Frauen in der Lage sein sollen, so ein Gedicht zu übersetzen – wo hört das dann auf? Ihr spanischer Übersetzer, der das Gedicht schon übertragen hatte, wurde seines Auftrags im Nachhinein enthoben – er passe nicht als Übersetzer, man suche dafür eine junge Aktivistin. Nun fragt er zu recht, ob ihm dann konsequenterweise auch die Kompetenz abgesprochen würde, Shakespeare zu übersetzen, weil er kein Engländer aus dem 16. Jahrhundert sei. Natürlich ist auch das wieder eine Überspitzung, es ist ja nicht falsch, passende Übersetzer und

Übersetzerinnen für bestimmte Texte zu suchen und nicht umgekehrt. Dennoch ist es eine gruselige Vorstellung, wenn man das zu Ende denkt: Wenn auch Autorinnen und Autoren nur noch über Menschen schreiben dürften, die genauso sind wie sie. Alles Hineindenken, jegliche Phantasie, jede Freiheit würde zerstört. So weit muss es nicht kommen, und wird es wohl hoffentlich auch nicht. Aber wenn man sieht, wie Debatten sich derzeit über sämtliche Ziele hinausschießen, können einem solche Gedanken schon mal kommen.

Ich möchte, dass das aufhört. Dass sich diese Dauererregung endlich wieder legt und nicht mehr ständig weiter angeheizt wird, übrigens auch von den Medien, und nicht nur von den sogenannten Sozialen Medien. Ich wünsche mir, dass die Nerven allgemein bald wieder etwas weniger blankliegen. Dass Ruhe einkehrt – oder wenigstens ein bisschen Besonnenheit. Sonst fliegt uns das Ganze – die Gesellschaft, die Welt, das Leben – vielleicht tatsächlich irgendwann um die Ohren.

Als ich der großen Tochter heute zum Frühstück einen Tee koche, werfe ich das Papier, in das die Beutel einzeln verpackt sind, nicht weg, sondern nutze die Innenseite für einen Einkaufszettel. Ein Flashback: So haben wir es früher gemacht, in der WG, wenn wir uns Nachrichten hinterlassen haben. (Damals, in der Vor- und Frühgeschichte der Telekommunikation. Wir hatten zu siebt einen Festnetzanschluss; wenn man beim Telefonieren ungestört sein wollte, zog man sich in die Rumpelkammer mit dem Altpapier und dem Leergut zurück.) Neben dem Telefon gab es eine Pinnwand aus Kork, an die man die Teebeutelzettel pinnte, wenn man einen Anruf für jemand anderen angenommen hatte und ihm etwas ausrichten wollte. (Gott, wie alt man sich vorkommt, wenn man das so beschreibt ... Damals, vor Urzeiten ... ein altväterlicher/altmütterlicher Ton ...)

Aber dieses Zettelschreiben hatte etwas.

Ein wenig Nostalgie möge erlaubt sein.

**15.03.2021**

Die Magie der Zahlen, speziell von Daten, hat etwas Faszinierendes; man möchte sie gerne sehen, ihr folgen, ihr gerecht werden. Als ich vor drei Monaten, am 15.12.2020, das Schreiben meiner *Aufzeichnungen* wiederaufgenommen habe, habe ich noch gedacht, wie nett es wäre, wenn ich den letzten Eintrag am 15.03.2021 schreiben könnte – denn dann würde ja wohl das Schlimmste vorbei und Alltag wieder halbwegs möglich sein. Es wäre zugleich der Jahrestag des Beginns meiner Aufzeichnungen gewesen, also ein hübscher Rahmen, ein eleganter Bogen, der sich hier hätte spannen lassen, vom Beginn des ersten Lockdowns zum Ende des zweiten, dazwischen der Sommer als eine Art Aufatmen, eine Art Oase in der bleiernen Gesundheitsschutzmaßnahmenbefolgungswüste. Doch jetzt, da dieses Datum erreicht ist, scheint eher der Beginn des dritten Lockdowns zu drohen; es ist zweifelhaft, ob die vor wenigen Wochen beschlossenen Lockerungen beibehalten oder überhaupt eingeführt werden können, und noch zweifelhafter, ob die große Tochter am kommenden Montag tatsächlich zum ersten Mal in diesem Jahr ihre Schule betreten und in den tageweisen Präsenzunterricht gehen darf. Was vor einem Jahr in Politik und Gesellschaft als beherztes Zupacken, als kollektives (oder doch größtenteils kollektives) *Wir schaffen das* begann, bröseln an allen Ecken und Enden, und der Tunnel, an dessen Ende man das Licht sah, ist wieder ein Stück länger geworden. Was sicherlich auch mit dem eklatanten Versagen des ein oder anderen Verantwortlichen zu tun hat, aber darauf will ich jetzt nicht weiter eingehen, es wird in den Medien (den seriösen wie den sogenannten sozialen) ohnehin rauf und runter diskutiert; man hat dem selbst nicht wirklich etwas hinzuzufügen. Vielleicht nur so viel: Die Impfstrategie funktioniert nicht wie geplant, eine Teststrategie ist im Grunde nicht vorhanden, und es gab Maskendeals, bei denen einem schlecht wird, wenn man über die Unverfrorenheit der Agierenden nachdenkt. Als Scheuer hoch drei könnte man es vielleicht bezeichnen, das C im Parteinamen – geschenkt; mit christlicher Nächstenliebe hat das nichts zu tun, es ist ein Hohn für alle, die an das Gute glauben und daran, dass Politiker in erster Linie das Wohl der ihnen Anvertrauten im Sinn haben.

Parallel zu diesen irren Vorgängen und Wendungen, den wieder steigenden Inzidenzen und widersprüchlichen Äußerungen über Wirksamkeit und Verträglichkeit eines der wichtigsten Impfstoffe zur Bekämpfung der Pandemie, läuft der Alltag

irgendwie weiter, was man ungläubig-staunend hinnimmt; man hofft einfach, dass es gutgeht und nichts weiter passiert. So gehen wir mit der jüngsten Tochter zur Schuleingangsuntersuchung in die örtliche Grundschule, das Fußballprobetraining für den Sohn findet unter Auflagen statt, die älteste Tochter erhält unter Vorbehalt einen Stundenplan sowie die Gruppeneinteilung für den geplanten Schulstart am kommenden Montag. Erst einmal tun wir alle so, als würde das alles schon klappen, in fast schon komisch anmutender Zuversicht und mit einer Portion Fatalismus hinterm Ohr.

Die Lektüre der *Avantgarde der Angst* (inzwischen abgeschlossen) hat mein Weltbild nicht wesentlich verändert. Ich glaube immer noch, dass der Klimawandel zu einem großen Teil menschengemacht ist, und dass es gut ist, Ressourcen zu schonen. Es gibt in meinen Augen genügend wissenschaftliche Studien, die das beweisen, und es genügt der gesunde Menschenverstand, um zu begreifen, dass dieses oder jenes Handeln, diese oder jene Emissionen, Konsequenzen und fatale Auswirkungen auf das Ökosystem haben und dass Rohstoffe endlich sind. Was ich dagegen mitnehme und gerne verinnerlichen möchte, ist die These, dass Panik in Zeiten von Krisen nichts bringt, weil Angst bekanntlich kein guter Ratgeber ist: Entweder lähmt sie, oder sie führt zu wenig durchdachtem Handeln, was beides wenig zielführend ist, vor allem aber auch Lebensfreude unterdrückt und einem die Luft zum Atmen nimmt.

Jetzt liegt Teju Cole, *Open City*, auf meinem Nachttisch, und ich flaniere vor dem Schlafen noch ein wenig durch New York.

In der Zwischenzeit ist das Giebelzimmer des Sohns fertig geworden, sodass er wohl noch vor seinem elften Geburtstag einziehen kann. Das weckt natürlich Begehrlichkeiten: Die große Tochter wartet umso dringlicher auf den Ausbau auch ihres Giebels, und ich auf mein Schreibhäuschen im Garten: den ehemaligen Hühnerstall, der mal Übersetzerwerkstatt werden soll. Bis dahin nomadiere ich weiter von der Küche an den Schreibtisch im Schlafzimmer und wieder zurück – mein bescheidener Anteil an der vielzitierten Mobilität und Flexibilität am Arbeitsplatz.

Bald ist Ostern, und Virologen sagen Zahlen voraus, die denen um Weihnachten verblüffend gleichen. Insgesamt hat sich also wenig getan, und so schreibe ich einfach weiter, bis zum nächsten magischen Datum. Oder ich beende es irgendwann ganz unspektakulär, wenn dieser Spuk (wie schön wäre das!) plötzlich still und heimlich und ganz leise in irgendeinem Sande verläuft ...

### **19.03.2021**

Manchmal hilft tatsächlich nur noch Schokolade. Es muss nicht viel, aber sie muss stark sein, inzwischen bin ich bei 85% angelangt – ein Kakaogehalt, bei dem es fast staubt, wenn man reinbeißt. (90% habe ich noch nicht probiert, denn wer weiß, was noch kommt; ein bisschen Luft nach oben sollte man sich lassen.)

Die große Tochter wird am kommenden Montag nicht in die Schule gehen, dazu ist die berühmte Sieben-Tages-Inzidenz hier zu hoch. Für sie ist das traurig, sie hatte sich so darauf gefreut, alle wiederzusehen. Vielleicht kommt irgendwann ja mal jemand auf die Idee, sich andere Kriterien zu überlegen, nach denen Schulöffnungen und -schließungen verordnet werden. Da in anderen Bundesländern die kritische Grenze mir nichts, dir nichts von 100 auf 200 pro Einhunderttausend Einwohner angehoben werden konnte, scheint es sich ohnehin nur um eine politische Zahl zu handeln, die man beliebig verschieben kann.

Was für eine Farce.

Letzte Nacht habe ich geträumt, ich wäre geflohen, und zwar nach Schweden. Wovor genau, weiß ich nicht mehr; ich glaube, wir hatten eine Straftat begangen, zu mehreren, meine Familie war allerdings nicht dabei.

Wir haben uns auf der Fähre versteckt, blinde Passagiere, sind aber irgendwie aufgefliegen und sollten zum Schalter, den Fahrpreis nachträglich entrichten. Ich habe kurz überlegt, dann doch lieber die Brücke zu nehmen, zu Fuß über den Öresund, aber ich glaube, das durfte man nicht, oder es war mir zu gefährlich ...

Ach, Schweden.

Am meisten fehlen mir die Weite, der Himmel, das Licht; das Gefühl woanders zu sein. Und Kexchokolad. Und Filmjölck zum Frühstück.

Irgendwann wird man wieder reisen dürfen.

Hoffentlich bald.

### **24.03.2021**

Immerhin: Lieblingslicht. Als ich gegen fünf noch eine Runde um das Maisfeld gehe, auf dem zur Zeit etwas anderes wächst, habe ich Sonne, fast den ganzen Weg über; langes, warmes, goldenes Schwedenlicht. Überhaupt ist heute ein Frühlingstag, wie er im Buche steht. Die Kinder verbringen fast den ganzen Nachmittag draußen, und als wir nach Eschwege zur Musikschule fahren, gibt es das erste Eisdieleneis der Saison. Das Hin-und-her in Sachen Osterruhe, die bedrückenden Zahlen und die Tatsache, dass geplante Lockerungen entfallen müssen, sind für ein paar Stunden vergessen.

Wir sind hier.

Wir sind gesund, es ist Frühling.

Wir genießen, was genossen werden kann.

### **26.03.2021**

Mit dem Mut, mit der Zuversicht, mit der positiven Einstellung ist es so eine Sache. Manchmal gelingt es gut und man fühlt sich gewappnet, andere Male stürzt alles über einem zusammen und man ist plötzlich wieder hautlos; ungebremst und ungefiltert dringen die schlechten Nachrichten in einen ein, und man wird ganz verzagt. Woran das liegt, weiß ich nicht. Vielleicht wird man mürbe, wie Stoff, der lange in der Sonne gelegen hat und irgendwann bricht. Immer wieder gilt es Strategien zu entwickeln, um sich vor solchen Einbrüchen und Löchrigkeiten, Stellen des Verschleißes zu schützen. Manchmal genügt es, das Radio im richtigen Moment abzuschalten. Gehen hilft auch, und Backen, Lesen. Pläne machen für danach.

Im persönlichen Umgang mit der pandemischen Lage, mit den wieder steigenden Inzidenzen und allenthalben drohenden Mutanten ist es schwierig, eine konsequente, für mich selbst und die Kinder nachvollziehbare Haltung zu finden. Und wie könnte uns auch gelingen, wobei *die da oben* so kläglich versagen. Bedrückend ist vor allem



dieses *zu spät*, die vielen Versäumnisse, von denen jetzt immer die Rede ist, die unmoralischen Bereicherungen der Verantwortlichen an medizinischen Gütern. Weil die Rückschau auf das, was bisher unternommen wurde und wozu es geführt hat, so wenig Vertrauen in die neuen (oder doch wieder nur alten, eigentlich als nicht zielführend oder zumindest nicht dauerhaft durchhaltbar erkannten) Maßnahmen rechtfertigt.

Und so dürfen sich unsere Kinder mal mit ihren Freunden treffen, dann wieder kommt es mir viel zu gefährlich vor und ich möchte sie zurückhalten, tue es dann aber doch nicht, weil sie den Umgang mit Gleichaltrigen so sehr brauchen. Da ist viel Irrationales dabei. Ein Irrlichtern zwischen Vertrauen (es wird schon gutgehen), Fatalismus (was passiert, passiert) und Sorge, die sich bis zu beklemmender Angst auswachsen kann (was, wenn?) – Letztere verbiete ich mir, oder ich versuche sie zu bekämpfen, indem ich mir sage: Warum? Warum das Schlimmste vorwegnehmen? Vielleicht geht es ja auch einfach gut?

Weil Frühling ist.

Weil die Sonne scheint.

Weil wir hier sind.

Weil das Gute am Ende gewinnt.

## **01.04.2021**

Seit Montag Sonne satt, und alle sind im Urlaubsmodus. M. hat frei, die Kinder nur noch ein paar Tage Distanzunterricht, dann sind Osterferien. Wir leben wie in Parallelwelten, ich muss weiterhin arbeiten, das Pensum ist straff: ein eiliges Gutachten, die Übersetzung muss auch vorangebracht werden, und dann ist da noch dies und das, was sonst so anfällt. Eilige Gutachten sind schwierig; ich lese zwar schnell, fürchte aber inzwischen immer öfter, aufgrund des Zeitdrucks etwas zu verpassen: Brüche zu übersehen, weil die Story, die Sprache mich so sehr gefangen nehmen, dass ich darüber hinweglese. Außerdem ist es ein emotional aufwühlender Text, der einen nicht kaltlässt, man ist angefasst. Es geht um Brustkrebs, den Umgang mit Verlusten, schwierige Familienverhältnisse und langsames Genesen. Man muss, glaube ich, akzeptieren, dass Lesen und anschließendes Begutachten

nur bedingt objektiv sein können. Aspekte, die sich messen und klar beurteilen lassen sind: Stringenz, der Ton, der Sound eines Buchs, ob die Charaktere überzeugen, ob der Text trägt. Schwieriger ist es mit dem Inhalt, ob man sich gerade in diesem Moment auf genau dieses Thema einlassen kann; ob man es erträgt, beziehungsweise, ob man die nötige Distanz aufbringt, es trotz Betroffenheit oder aber auch inneren Widerstands gerecht zu beurteilen. Ich glaube aber, dass es mir hier gelingt.

Aufgewühlt hat mich der Roman nicht zuletzt aus persönlichen Gründen. Letztes Wochenende war meine Tante zu Besuch. Wir haben ewig keine Gäste mehr gehabt und es deshalb umso mehr genossen. Die Kinder, weil endlich mal jemand da war, den sie nicht täglich sehen und der doch vertraut ist, und ich eigentlich aus denselben Gründen. Vor allem die beiden Abende in der Küche: eine Flasche Wein auf dem Tisch, und die Stunden vergingen wie im Flug. Eine Gelegenheit, noch einmal in die Familiengeschichte einzutauchen, Dinge zu besprechen und Antworten auf Fragen zu bekommen, die ich damals, als Kind, nicht stellen, nicht überblicken und verstehen konnte, die aber unterschwellig immer da waren und rumort haben. Beziehungsgeflechte im Nachhinein zu verstehen, aber auch über den frühen Tod meiner Oma (mit sechzig) und meiner Tante (mit Ende vierzig) reden zu können, die beide an Krebs erkrankt waren und Chemotherapien bekommen haben. Wenige Tage später für das Gutachten über die persönlichen Erfahrungen einer Autorin und Ich-Erzählerin damit lesen zu können, diesmal in literarischer Form, war wie dieses Thema noch einmal anders anzugehen, Dinge besser verstehen, aber auch die Abgründe und den Schmerz intensiver nachempfinden zu können als in der Schonversion, die uns als Kindern gegeben wurde oder die wir damals mitbekommen haben.

Das Wochenende und die Lektüre zusammengenommen: eine Art Aufräumen. Frühjahrsputz. Und auch der Austausch mit meiner Tante wichtig; auf Augenhöhe. Ihr Sohn ist vor elf Jahren mit Ende zwanzig gestorben, zwei Tage bevor unser Sohn geboren wurde. Damit umzugehen, eine Form des Darüberredens zu finden, ist mir immer schwergefallen. Diesmal ging es, und ich glaube, auch das tat uns beiden gut.

Da war viel Offenheit.

Seit Montag Sonne satt. In den Nachrichten dagegen wieder Schreckensszenarien; finstere Zeiten werden an die Wand gemalt.

Noch aber bewegen wir uns im Licht.

Parallelwelten, in denen wir leben.

Immer wieder, in so vielen nebeneinander.

### **11.04.2021**

Ein seltsames Warteschleifengefühl macht sich seit Wochen breit und immer breiter – man spürt, dass etwas in der Luft liegt; die immer weiter steigenden Infektionszahlen können ja nichts anderes bedeuten, als dass bald wieder härtere und strengere Maßnahmen verordnet werden. Noch aber passiert nichts – es ist, wie knietief durch Pudding zu waten, und am Horizont zieht ein Gewitter herauf.

### **12.04.2021**

Wäre die Pandemie ein Roman, hätte ich aus Lektoratssicht folgende kritische Anmerkungen: Arbeiten Sie noch mal am Plot. Der Text hat eindeutig Längen, außerdem ist die Geschichte nicht stringent. Die handelnden Figuren sind noch nicht glaubwürdig, sie agieren nicht konsequent. Vor allem aber: Streichen Sie das Manuskript auf die Hälfte zusammen, straffen Sie das Ganze, mehr Dynamik, mehr Pfiff - und denken Sie dran: Die Leser wollen ein Happy End. Immer. Gönnen Sie ihnen das. Es wird sie über manche inhaltliche und formale Schwäche hinweglesen lassen.

### **17.04.2021**

Anders als im letzten, ist der Frühling in diesem Jahr eher kalt, zumindest vorwiegend; nachts haben wir wieder Minusgrade. Auf den kurzen Sommerausblick in der Woche vor Ostern sind eher winterliche Tage gefolgt, und es ist draußen oft grau. Immerhin sind die Abende schon deutlich heller, sodass ich wieder meine Abendrunde gehen kann. Ich mag die Stimmung um diese Zeit, die frische Kühle, die vom Boden aufsteigt, und ich bin immer wieder überrascht über die Farben hier im

Tal, obwohl doch die Vegetation noch so wenig weit gediehen ist. Wie blau die Berge sich gegen den Himmel abzeichnen, dazu das satter werdende Grün der Wiesen und Felder (bei den Wäldern dauert es noch ein wenig). Eine Caspar David Friedrich-Landschaft, denke ich manchmal; die Silhouetten einzelner Bäume, die am Fluss aufragen, eine zwar nicht spektakuläre, aber doch eine Berglandschaft, melancholisches Licht.

Morgen enden hier eigentlich die Osterferien, für manche gehen sie stattdessen aber auch in die Verlängerung: Die große Tochter lernt weiterhin ausschließlich zu Hause, die Mittelkinder im Wechselunterricht, mit wöchentlich zwei Schnelltests, die jüngste Tochter wird vermutlich einen Großteil der nächsten Wochen zu Hause bleiben. Nur im Notfall, so wurde von Kindergartenseite aus gebeten, möge man die Kinder in die Betreuung bringen. Es ist zwar anstrengend, in der eigentlich für die Arbeit vorgesehenen Zeit nebenher eine fast Fünfjährige herumspringen zu haben – aber kann man es als Notfall bezeichnen? Ich könnte noch früher aufstehen, versuchen, noch effektiver zu sein, irgendwie würde es gehen.

Was aber nicht mehr geht, was sich nur ganz schlecht ertragen lässt, ist die Trägheit, ist das bleierne Gefühl, das sich durch die zähen Entscheidungsprozesse in der Politik über alles legt. Was aber nicht geht, was sich ganz schlecht ertragen lässt, ist das Versagen, sind persönliche Bereicherungen von Amtsträgern in und an der Pandemie. Was aber nicht geht, was sich ganz schlecht ertragen lässt, ist auch das eigene schlechte Gewissen, das ständige Gefühl, etwas Halbverbotenes zu tun, wenn man versucht, den Alltag der Familie so zu gestalten, dass man halbwegs zurande kommt. Wenn man die Kinder sich treffen und bei Freunden übernachten lässt, obwohl zu Kontaktbeschränkungen aufgerufen wird. Wenn wir, was wir Weihnachten unterlassen haben, zu Ostern meine Familie treffen, meine Mutter, meinen Vater, meine Schwester samt Mann und vier Kindern, und das alles ohne Maske. (Und natürlich haben wir uns umarmt. Und natürlich fühlte sich das richtig und normal an im *eigentlichen* Sinne richtig und normal.) Und gleichzeitig will dieses bange Gefühl nicht weichen, damit etwas Schlimmes zu riskieren; eng verbunden mit der Hoffnung, dass all die Male, die ich vernünftig bin, die ich mich *nicht* mit Freunden treffe, die ich die Kinder zu Hause behalte, *obwohl* sie andere Kinder und ihren Kindergarten und ihre Schule bräuchten (und ich mehr Zeit zum Arbeiten), all

die vielen kleinen Verzichte – dass sie das irgendwie aufwiegen können und die Bilanz am Ende ausgeglichen ist.

Welche Bilanz eigentlich, und vor wem muss ich mich rechtfertigen? Vor der Gesellschaft? Vor meinem Gewissen? Vor dem überlasteten Klinikpersonal auf den Intensivstationen? Natürlich habe ich diese Verantwortung der Gesellschaft gegenüber und versuche mich solidarisch zu verhalten. Natürlich leugne ich weder die Existenz des Virus noch seine Gefährlichkeit. Und natürlich halte ich mich im Großen und Ganzen an alle bestehenden Regeln. Ich möchte schließlich auch, dass das Ganze irgendwann aufhört und wieder halbwegs Normalität einkehren kann, und dafür bin ich selbstverständlich bereit, Opfer zu bringen. Aber ich habe eben auch noch andere Verantwortlichkeiten. Zum Beispiel meinen Kindern gegenüber, die Bedürfnisse haben und gut aufwachsen sollen, die Vertrauen ins Leben und in Freundschaften entwickeln sollen, und darein, dass Zusammensein gut ist. Und nicht zuletzt auch mir selbst gegenüber. Ich muss selbst irgendwie zurechtkommen, ich muss arbeiten können, und zwar in ruhiger, konzentrierter Atmosphäre, sonst wird es auf Dauer nicht gut. Ich muss mir zugestehen, diese Zeit als echte Arbeitszeit zu *brauchen* – und damit ist es ein Notfall, und ich habe Anspruch auf eine Betreuung der jüngsten Tochter.

Der zweifelhafte Titel als Corona-Beauftragte der Familie, die solche Entscheidungen treffen muss, behagt mir nicht, ich wollte so etwas nie entscheiden müssen. Ich möchte einfach nur, dass alle halbwegs glücklich sind und nicht zu viele Abstriche machen müssen. Alle Versuche, das Ganze hantierbar, über- und für die Kinder durchschaubar zu gestalten, sind anstrengend, mir fällt das wahnsinnig schwer. Inzwischen sind wir bei der generellen Regel angelangt, dass pro Kind ein Kontakt-Kind erlaubt ist. So viel *muss* sein, es geht nicht anders. Dazu kann ich gut stehen. Wenn dann alle vierzehn Tage am Wochenende auch noch das Nachbar-Enkelkind hinzukommt, dann passt mir das zwar nicht, ich kann es aber auch nicht wirklich ändern. Sie kommt rüber gelaufen, meine Jüngste läuft zu ihr – wie soll ich das denn verhindern? Die Kinder verlangen immer wieder Antworten, Begründungen: warum der und ich nicht, und wieso die und nicht der, und ich kann sie ihnen nicht geben. Ich versuche nur, uns irgendwie da durchzurudern, und hoffe, dass es irgendwie gelingt.

Wenn man genau hinsieht, erkennt man auch an den Waldbäumen inzwischen schon einen Hauch von Grün: in den Zweigen der Laubbäume, in den Wipfeln der Lärchen; zart, wie der erste Flaum auf vor kurzem noch kahlgewesenen Köpfen.

## **22.04.2021**

Der zweite Männer-Geburtstag unter Corona-Bedingungen vorgestern ist ähnlich ruhig verlaufen, wie der erste. Mann und Sohn wurden beschenkt, der Sohn konnte immerhin zum Wechselunterricht in die Schule und hatte nachmittags einen Freund zu Besuch. Das Handy, das es bei uns nicht vor dem elften Geburtstag gibt und das von ihm deshalb mit umso größerer Spannung erwartet wurde, erweist sich, wie befürchtet, als problematischer Zuwachs im Familienfuhrpark der elektronischen Endgeräte – als Büchse der Pandora sozusagen, und das, obwohl wir in weiser Voraussicht allerlei Sperren und Begrenzungen eingerichtet haben. Wir hoffen, dass dies vor allem noch mit dem Reiz des Neuen zusammenhängt, und dass bald ein entspannterer Umgang damit möglich wird. Für M. hätte es wahrscheinlich – zum immerhin fünfzigsten Geburtstag – unter anderen Umständen eine größere Sause gegeben; bei Bedarf kann das aber ja noch nachgeholt werden, wenn sich die Lage im Sommer tatsächlich etwas entspannt. Noch aber ist davon nicht viel zu spüren; gerade wurde die bundeseinheitliche Notbremse beschlossen, über die seit der badengegangenen Osterruhe diskutiert wurde. Dem eigenen Empfinden nach ist sie in der Zwischenzeit allerdings schon so oft bezweifelt und von Kritikern in der Luft zerrissen worden, dass man sich müde fragt, was sie bringen soll und ob dadurch auch nur irgendetwas besser wird. Die Bedenken richten sich dabei weniger gegen die Härte, als gegen die zu befürchtenden Zielungenauigkeit der Maßnahmen.

Was für eine Befreiung es wäre, über all diese Dinge nicht mehr nachdenken und sich über all diese Schief lagen nicht mehr empören zu müssen! Wie viel Kraft und Energie für sinnvolle Ideen und Projekte da freiwerden könnten ...

Noch aber echauffiert man sich über Situationen wie diese: Wie in allen Altersstufen der 1.-6. Klasse, ist bei der Mittel-Tochter die Teilnahme am Wechselunterricht an die Bereitschaft gebunden, zweimal wöchentlich in der ersten Stunde einen Selbsttest durchzuführen. Da es sich bei ihrer Schule um eine Schule in freier Trägerschaft und

mit engagierten Eltern handelt, wurde prompt die gesamte Klasse (bis auf zwei Kinder) vom Präsenzunterricht abgemeldet. Wegen des Zwangs, wegen der Verletzungsgefahr, wegen möglicher psychischer Schäden, die durch solche Testungen im nicht privaten Raum entstehen könnten. Meine (unsere) Sicht ist da eher pragmatisch: Für uns zählt vor allem, dass überhaupt Unterricht im Klassenverband stattfinden kann; wenn Tests dafür der Preis sind, ist es eben so. Natürlich wünschen wir uns nicht, dass Kinder dauerhaft nur mit Masken und nur nach Tests zum Lernen zusammenkommen dürfen. Wir gehen davon aus, dass es eine Phase ist, durch die man durchmuss, damit es anschließend besser wird. Wenn jetzt allerdings nur zwei Kinder in der Schule zusammenkommen, kann auch für unsere Tochter nicht von Klassenverband und halbwegs gewährleisteter Normalität die Rede sein. Man fühlt sich angesichts solcher Umstände oft machtlos. Immerhin bleibt die per Mail geführte Diskussion mit den anderen Eltern hierüber sachlich; es findet kein gegenseitiges Niedermachen statt, wie man es vielleicht aus Online-Foren kennt. Was mich, glaube ich, an der Test-Verweigerung vor allem stört, oder was ich nicht nachvollziehen kann, ist das vorauseilende Nicht-Zutrauen und Die-Kinder-vor-der-Welt-bewahren-Wollen. Man kann sie doch erstmal ermutigen und ausprobieren lassen, ob sie mit dieser Herausforderung zurechtkommen – zumal, wenn sie im Gegenzug ihre Freunde sehen und endlich wieder gemeinsam lernen dürfen. Wenn es sie dann tatsächlich quält, kann man immer noch handeln und sich schützend vor sie stellen. Erstmal aber möchte ich den Kindern doch eher Mut und Zuversicht mitgeben, und die Kraft, sich solchen Herausforderungen zu stellen. Sie sollen lernen, nicht allem auszuweichen, ohne es nicht wenigstens probiert zu haben.

Ich glaube einfach, ich tue meinem Kind einen Gefallen, wenn ich ihm möglichst früh möglichst viel zutraue. Weil das auch sein Vertrauen in sich selber stärkt. Und das brauchen wir doch, in dieser Welt und in diesem Leben, oder nicht?

Vertrauen in uns und in eine Zukunft. Gerade in so verrückten Zeiten wie diesen.

**30.04.2021**

Wir haben jetzt eine Schaukel im Garten, M. hat sie gebaut. Sie ist sehr groß, und ich war zunächst skeptisch, hatte Sorge, sie würde zu viel Platz einnehmen, denn es war ja schon vorher recht voll: Wir haben diverse Unterstände und Geräteschuppen, mein künftiges Schreibhäuschen, ein Spielhaus, ein Trampolin, mehrere Obstbäume sowie eine sichtgeschützte Terrasse mit gemauertem Grill im Garten. Ich habe also zunächst mit der Schaukel gefremdelt, weil sie so groß ist – wie ein doppelter Strommast ragt sie vor dem Spielhaus auf, und um das Holz des Gerüsts zu schützen, ist der Querbalken mit einem kleinen Dach versehen. Nach fast einer Woche aber habe ich mich an sie gewöhnt und finde sogar, sie strahlt etwas Beruhigendes aus. Vielleicht liegt es an ihrem weiten Schwingen, das schon beim Zusehen entschleunigt. Seltsamerweise gibt es auch kaum Streit darum, wer schaukeln darf – zumindest habe ich nichts davon mitbekommen. Ich habe sie auch selbst schon ausprobiert, und obwohl ich Schaukeln nicht mehr so mag wie als Kind, war es schön; das Kribbeln im Bauch, wenn man wieder hinabsaust, um nach oben weiterzuschwingen, genauso *jubilant* wie früher.

Ich habe lange überlegt, ob ich mich mit der Aktion #allesdichtmachen beschäftigen soll, die seit einer Woche die Gemüter erregt und Redaktionen sowie Twitteraccounts hat heißlaufen lassen. Denn es ist meinem Eindruck nach wieder so eine Debatte, in der etwas hochgekocht und lediglich aufeinander eingedroschen wird, statt wirklich miteinander zu sprechen. Ich habe mir nicht alle Clips angeschaut, in denen sich Schauspieler – vor allem als Tatort-Kommissare Bekannte – ironisch zur Corona-Pandemie und deren Auswirkungen auf das Lebensgefühl mittelbar Betroffener (also nicht Erkrankter, sondern nur an den Auswirkungen der Einschränkungen Leidenden) äußern. Es ist in der Tat kein ganz glückliches Format, denn wie könnte man innerhalb von anderthalb Minuten differenziert Stellung beziehen, sich klar positionieren – die Zeit reicht lediglich für die Provokation, die Diskussion müsste anschließend folgen. Tut sie aber nicht. Jedenfalls nicht so, wie man es sich in einer offenen, pluralistischen, *erwachsenen* Gesellschaft wünschen würde. Da die Aktion in kürzester Zeit von Querdenkern und sich am rechten Rand Bewegenden gefeiert wurde, sehen sich die Mitwirkenden nun in eine Ecke gestellt, in die sie – zumindest zu einem größten Teil – wie ich denke, nicht gehören. Keiner von ihnen leugnet



explizit die Gefährlichkeit des Virus'. In den Clips, die ich gesehen habe, wird eher diesem beklemmenden Gefühl Ausdruck verliehen, immer aufpassen zu müssen, wie man sich äußert, um nicht missverstanden und irgendwelchen Lagern zugeordnet zu werden. Es erscheint – ähnlich wie in der Genderdebatte – tatsächlich kaum mehr möglich, im Vertrauen auf das eigene (Sprach)Gefühl zu äußern, was man denkt oder empfindet, ohne es vorher auf alle möglichen Missverständlichkeiten abzuklopfen – die berühmte Schere im Kopf. Ich habe nichts gegen reflektiertes Sprechen, gerade in der Öffentlichkeit nicht, Sprache ist mein Beruf, und ich finde das wichtig. Dennoch gibt es Dinge, die nicht falsch werden, bloß weil Gruppierungen, denen man nicht zugeordnet werden möchte, sie ebenfalls aussprechen. Differenzierter, gesetzter, vernünftiger und dadurch natürlich auch viel weniger angreifbar als die Aktion #allesdichtmachen kommt ein Gespräch mit Thea Dorn, Juli Zeh und Daniel Kehlmann in der ZEIT herüber, die ebenfalls die Corona-Maßnahmen und die damit verbundenen Grundrechtseinschränkungen kritisieren und hier eine große Bühne bekommen – aber eben in einem Medium, das eine weniger breite Reichweite hat und eher ohnehin Mit-Denkende (im Unterschied zu Querdenkenden auf der einen und Die-Maßnahmen-Akzeptierende auf der anderen Seite) anspricht. Wieder einmal habe ich beim Lesen das Gefühl, endlich findet jemand Worte für das, was mir seit über einem Jahr solche Bauchschmerzen macht. *Ohne* den schrägen Ton, die Provokation, das Sandpapier, das die Videoclip-Aktion der Schauspieler hatte. Problematisch an der #allesdichtmachen-Aktion ist nicht zuletzt zwar tatsächlich deren etwas undurchsichtige Entstehungsgeschichte und der Verdacht, sie könne aus dem Querdenker-Lager gesteuert worden sein. Allerdings muss man sich immer häufiger fragen, ob jeder, der diesem *Lager* zugeordnet wird, auch tatsächlich dort hingehört, und ob nicht auch hier möglicherweise eine Art Verschwörung konstruiert wird. Mit dem hehren Ziel durchaus, die Bevölkerung vor Meinungen zu schützen, die ihr Vertrauen in die Corona-Maßnahmen untergraben könnte, aber man glaubt sich – mit Verlaub – als mündige Bürgerin doch in der Lage, unterschiedliche Standpunkte auszuhalten, und unterscheiden zu können, was Satire, was ernst gemeint, was völlig an den Haaren herbeigezogen und was logisch nachvollziehbar, glaubhaft und sinnvoll erscheint. In einer Talk-Show gestern (um das Ganze dann auch abzuschließen), stießen unter anderem Jan Josef Liefers und die Wissenschaftsjournalistin Mai Thi Nguyen-Kim aufeinander. Ihre Positionen, aber auch ihre grundsätzliche Einstellung zum Leben und zu der Frage, ob man sich

öffentlich äußert oder nicht, standen einander diametral gegenüber. Auf der Seite der Wissenschaftlerin das Absichern, alles Prüfen, bevor man etwas äußert; auf der Seite des Schauspielers ein eher bauchgefühliges So-geht-das-nicht-mehr,-das-muss-raus-und-zwar-mit-einem-Knall. Und das sind ja nicht einmal die Extreme; ich glaube sehr wohl, dass Liefers für die Mitte spricht, die zwischen allen Stühlen sitzt und immer befürchten muss, einem der *Lager* zugeordnet zu werden, sobald sie etwas äußert. In seinem Clip betreibt Liefers Medienkritik, und das wirkt in einem Land mit einer so freien Presse wie der deutschen tatsächlich übertrieben, oder zumindest sehr polemisch. Dennoch habe ich in den vergangenen Monaten so oft vor dem Fernseher der Öffentlich-Rechtlichen gesessen und mich geradezu verzweifelt gefragt: Können die nicht einmal etwas anderes berichten? Gibt es nur noch dieses eine Thema? Und muss man so instrumentalisieren beziehungsweise emotionalisieren und vor allem: so daueralarmistisch sein? Wenn man jedes Mal ruft, der Wolf kommt, und er kommt dann doch nicht, glaubt es keiner mehr, wenn er tatsächlich erscheint.

Apropos Wölfe ... In Breitzbach, einem Ortsteil von Herleshausen, ist einer gesichtet worden. Mitten durchs Dorf ist er gestreunt und hat eine Postzustellerin durch sein Heulen – und wahrscheinlich auch durch seine schiere Anwesenheit – erschreckt. Ich habe direkt mal nachgeschaut: Das ist gar nicht weit von hier entfernt. Mit dem Auto ca. 30 Kilometer, zu Fuß sogar nur zwanzig, und wie ich annehme, sind Wölfe eher zu Fuß unterwegs ... Was aber tut man, wenn man einem Wolf begegnet (außer rufen), wenn gerade kein Uhrenkasten zur Hand ist? Gibt es ein Märchen, das einen darüber belehren könnte?

### **10.05.2021**

Der Kuckuck ist wieder da, ich hatte ihn schon vermisst und gedacht, in diesem Jahr müsste ich auf sein Rufen verzichten. Auf meiner abendlichen Runde heute habe ich ihn zum ersten Mal wieder gehört. Es war so still. Von der Bundesstraße auf der anderen Seite der Werra dank der späten Stunde kaum noch Autolärm zu hören.

Hebt man den Blick, stellt man fest, dass auch die Wälder endlich grüner werden. Ab morgen darf die große Tochter nach fast einem halben Jahr wieder zum

Präsenzunterricht in die Schule gehen. Man könnte fast meinen, der Frühling kommt doch – und vielleicht auch der Sommer; es fühlte sich an diesem Wochenende beinahe so an: wie ein Hauch von Hoffnung. Als würde der *Lock* des Lockdown endlich gelüftet, kurz, einen Spaltbreit, um Licht rein- und Dampf abzulassen.

Nachdem Anfang Mai die jüngste Tochter ohne Kindergeburtstag, dafür aber mit Opa-Besuch, fünf geworden ist – ein Tag ganz im Zeichen des Pferdes, denn diese Tiere liebt sie gerade sehr – sind an diesem Wochenende M.'s älteste Tochter und ihr Freund bei uns gewesen. Gäste zu haben, ist derzeit geradezu ein Luxus: Es bringt etwas Neues zu uns herein und belebt dadurch mehr, als es in normalen Zeiten der Fall ist. Die Kinder saugen es förmlich auf und weichen den beiden kaum von der Seite. Es hat uns allen irgendwie gutgetan. Wir waren viel draußen, haben gegrillt, sind in Treffurt auf der Burg gewesen, durch den Wald gelaufen und haben ein Eis gegessen – ganz normale Frühlings- und Frühsommeraktivitäten im Grunde, die aber so lange nicht mehr möglich waren.

Ich glaube, es sind diese einfachen Dinge, die am meisten gefehlt haben und noch fehlen, und die es nach und nach zurückzuerobern gilt. In der Hoffnung, dass die Fallzahlen weiter sinken und schon bald immer mehr davon möglich sein wird. Auf dass der *Lock* des Lockdown gelüftet bleibe und immer mehr Dampf entweiche, immer mehr Licht und Leichtigkeit hereinkomme.

### **13.05.2021**

Hier wird allenthalben wieder gerudelt – natürlich in Maßen und immer nur draußen, aber die Kinder im Dorf finden endlich wieder zueinander. Sah man sie bis vor kurzem noch einzeln oder in Geschwistergruppen durch die Straßen und über die Feldwege ziehen, holen sie einander inzwischen wieder ab, um gemeinsam das Abenteuer zu suchen.

Zum Beispiel gibt es eine alte Linde an der Bushaltestelle vor dem Gut, die sehr gemütlich und einladend wirkt. Da er zum Klettern per se nicht gemacht ist, haben die Mittel- und die jüngste Tochter mit zwei Freundinnen eine Leiter geholt und sich

in der Krone ein Nest gebaut. Von unten ist nicht viel zu erkennen; ein paar Fremdäste und -zweige, vielleicht auch Blätter und Gras. Eine ganze Mädchenbande stand heute drum herum, die Fahrräder neben dem Wartehäuschen geparkt. Es sah aus, als hätten sie viel Spaß.

Natürlich fehlten auch die rüpeligen Dorfjungs nicht, die ihnen das Nest wieder streitig gemacht und sie für heute zumindest vertrieben haben.

Aber die Mädchen sind in der Überzahl.

Sie werden es sich zurückerobern.

Dessen bin ich mir ziemlich sicher.

So schnell lassen sie sich gar nichts mehr nehmen. Wenn ich sie beobachte, sehe ich eine unglaubliche Energie, und den Willen, festzuhalten, auszukosten, was der Tag und das Leben zu bieten haben. Ihnen ist Große Kraft gewachsen, trotz oder vielleicht auch gerade durch Corona.

## **21.05.2021**

Es gibt auffällig viele Hochsitze hier. Im Wald gefühlt etwa an jedem zehnten Baum, aber auch auf freier Flur. Auf meiner Maisfeldrunde sehe ich mindestens drei oder vier, und das ist, wie gesagt, offenes Gelände.

Tatsächlich angetan hat es mir einer, der zum Dorf hinaus auf der thüringischen Seite steht. Wenn man sich ihm aus einem bestimmten Winkel nähert, scheint es, als wüchse die Krone des dahinterstehenden Baumes unmittelbar aus seinem Dach. Er scheint mit viel Liebe errichtet worden zu sein, ein richtiges Häuschen auf Stelzen, ich habe es mir noch nie aus der Nähe angeschaut, geschweige denn, dass ich hochgeklettert wäre. Aber von weitem habe ich oft damit geliebäugelt. Vor allem im letzten Frühjahr, zu Beginn der Pandemie. Hatte Fluchtpläne, wenn mir zu Hause die Decke auf den Kopf fiel, alles zu eng wurde, und vor allem: zu viele Menschen um mich herum waren, die alle etwas von mir wollten. Ich weiß nicht, ob der Platz drinnen überhaupt gereicht hätte, selbst wenn man ja nicht viel braucht: eine Matratze, ein paar Bücher, eine Decke, drei Kissen, eine Flasche Wasser. Schokolade wäre natürlich auch nicht schlecht, und Kaffee, ein paar Möhren. Und wenn sonntags jemand Brötchen vorbeibrächte ... Aber das wäre dann fast schon

wieder Luxus. Es geht ja nur um gedachte kleine Fluchten. Eine Phantasie, einen Traum, der nicht unbedingt verwirklicht werden muss. Es gäbe andere, die wichtiger wären.

Irgendwann werde ich zumindest mein Schreibhäuschen bei uns im Garten haben. Es braucht lediglich etwas Geduld. Und Zeit. Und Muße. Mehr Schule, mehr Kindergarten, weniger Pandemie.

Was das angeht, reibt man sich gerade verwundert die Augen und wagt kaum zu glauben, was man sieht. Die Infektionszahlen gehen kontinuierlich zurück. Es wird immer lichter am Ende des Tunnels. Es gibt (fast) wieder Schulbetrieb für alle und an (fast) allen Tagen. Es gibt (fast) wieder reguläre Öffnungszeiten im Kindergarten und man darf seine Kinder (fast) wieder ohne Einschränkung und Notfallbetreuungsrecht-fertigungsdokument in die Einrichtung bringen. Laut Zeitungs- und Fernsehberichten gibt es wieder geöffnete Gastronomie, es gibt Kultur- und manchmal auch Sportveranstaltungen, sogar für Nicht-Profifußballer. Es gibt erste Hotels und Pensionen, die wieder öffnen; natürlich unter den bekannten Auflagen: Impf-, Test-, Hygiene- und Abstandsregeln. Dennoch fühlt es sich an, als wäre alles auf einem guten Weg. Das satte Grün der Wiesen und Wälder, dazwischen der gelbleuchtende Raps und darüber der mal blaue, oft genug aber auch dramatisch bewölkte Himmel. Das alles verstärkt das Gefühl, dass es weitergeht, dass nicht ewig alles stillstehen muss und dass nicht dauerhaft Wartezeit, sondern endlich wieder Lebezeit ist.

Den vielen Regen nimmt man der Natur zuliebe in Kauf; das Wechselwetter, die kühlen Temperaturen. Es ist ein eher schwedischer Frühling, in diesem zweiten Jahr der Pandemie. Aber es wird; es wird heller und wärmer, und immer mehr Farben kehren zurück. Ganz konkret, aber auch im übertragenen Sinne. Es ist gut. Es fühlt sich (fast) an wie echter Optimismus, wie unterwegs zu sein in eine gute, oder überhaupt: in eine Zukunft.

\*

Die Sonne scheint, und vom Dachboden rieselt Staub, rieselt Sägemehl herab, verteilt sich Dämmmaterial in der Wohnung, auf den Fußböden, auf den Möbeln, allen Dingen. Der Tochter-Giebel wird renoviert. Dann geht auch dieses Projekt zu Ende, geht es auf der mittleren Etage weiter, wo der Flur mit dem Vorbeigehfenster ist, von dem aus der Blick auf den Hühnerhof, die Kastanien vor dem Rittergut, die Giebel und das Grün dahinter fällt. Von dem aus man den Spazierweg an der Werra zwar nicht sehen, aber ahnen kann, der durch den Wald nach Thüringen führt. Am Hochsitz vorbei und am Wendebaum, bis zu dem mindestens ein Spaziergang gehen muss.

Und von wo aus man, auch in diesem Jahr wieder, den Kuckuck hören kann.